

Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen
und Sozialisten
Deutschlands e.V.

4/12

Dezember 2012 · 65. Jahrgang
Einzelverkauf 6,- €

„Den Krieg nicht mehr erlernen“

Jens Junginger
Bilder der Hoffnung nach Jesaja

Marie Noel v.d. Recke/Memorandum/
Winfried Eisenberg/Elmar Klink
Den Krieg abschaffen

Daniela
20. Jahrestag des Pogroms von Rostock

Christina Whitelaw
Lernen mit Tolkatchew

Bündnis Umfairteilen

Clemens Niemann/Ulrich Adler
Lebenswerte Zukunft

Franz Segbers
Umkehr der Kirchen vom Finanzkapitalismus

Nadine Segadlo
Freiwilligendienst in Tansania

Wieland Zademach
Erinnerung an A. J. Heschel (1907–1972)

Rezensionen

Bundesnachrichten

CHRISTIN
CHRIST UND
SOZIALISTIN
SOZIALIST

CUS

KREUZ UND ROSE



IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**
Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

Vorstand:

Michael Distelrath, Reinhard Gaede,
Dieter Hönerhoff, Anneke und Florian Ihlenfeldt, Thorsten de Jong,
Alois Schwarz

Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P.)
Wiesestr. 65, D-32052 Herford
Tel. 0 52 21/34 25 56
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de
Dieter Hönerhoff
Gänsemarkt 4, D-32052 Herford
DieterHoe@t-online.de

Redaktions-Beirat:

Friedrich-Wilhelm Bargheer, Blomberg
Doris Gerlach, Herford
Jürgen Gorenflo, Norderstedt
Dietlinde Haug, Bad Oeynhausen
Fritz Hufendiek, Berlin
Elmar Klink, Bremen
Helmut Pfaff, Frankfurt
Wieland Zademach, Unkel

CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

Webmaster:

Darius Dunker, Aachen
Erscheinungsweise vierteljährlich

Abonnements:

Dieter Hönerhoff
Gänsemarkt 4, D-32052 Herford
DieterHoe@t-online.de

Preise:

Einzelheft € 6,-, Doppelnummer
€ 8,-, Jahresabonnement Inland:
€ 20,- pro Jahr, Ausland: Europa
€ 24,-, Welt € 28,50. Förder-
abonnement € 25,- oder mehr.
Kündigungen werden zum Jahresende
wirksam. Bitte überweisen Sie den
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an
den BRSD e.V., KD-Bank, BLZ 350
601 90, Konto-Nr. 2 119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD

Gestaltung & Layout:

Thomas Biedermann,
Kreativ-Schmie.de, Hamburg
www.kreativ-schmie.de

Druck:

Ordensgemeinschaft der Armen-
Brüder des heiligen Franziskus
Sozialwerke e.V., Beschäftigungshilfe,
Düsseldorf

ISSN 0945-828-X

Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin

INHALT

Editorial	1
Neu im Redaktionsbeirat	3
CuS, BRSD, Beiträge 2013	3
Jens Junginger	
Bilder der Hoffnung nach Jesaja 29,17–24	3
Marie-Noëlle der Recke	
Den Krieg abschaffen – biblisch-theologische Grundlagen ..	8
Memorandum	
Den Krieg abschaffen	16
Winfrid Eisenberg	
Waffenhandwerk schafft nur Unheil	19
Elmar Klink	
Friedensnobelpreise, Auslandseinsätze und menschliche „Kollateralschäden“	27
Daniela	
Rassismus wird von der herrschenden Klasse gemacht!	30
Christiana Whitelaw	
Lernen mit Tolstoj – mit Kopf, Herz und Hand	37
Wieland Zademach	
Erinnerung an Abraham Joshua Heschel (1907–1972)	42
Umfairteilen – Reichtum besteuern!	50
Leserbriefe	51
Franz Segbers	
Raus aus den kapital-gedeckten Kirchenpensionen!	52
Nadine Segadlo	
Freiwilligendienst in Tansania	58
Rezensionen	
Jürgen Schübelin	
Ökumenische Grenzgänge	67
Rainer Dörbaum	
„Nachfolge – Mystik – Martyrium“	68
Wieland Zademach	
weltverbunden leben	71
Dietlinde Haug	
Öl auf Wasser	72
Bundesnachrichten	
Dieter Hönerhoff und Rosmarie Vancura	
Reinhard Gades 70. Geburtstag	73
Zur Geschichte unserer Bewegung	75
Bilder und Fotos	76
Autorinnen und Autoren	77

Editorial

Den Krieg nicht mehr erlernen“ – das Zitat aus Micha 4,4 bestimmt das Thema des Heftes. „Bei der Abschaffung der Institution Krieg geht es in biblisch/theologischen Kategorien nicht um eine Utopie, die sich unter den richtigen Rahmenbedingungen und per Diktat von Seiten menschlicher Machthaber verwirklichen lässt, sondern um eine Verheißung und eine Baustelle, die alle Menschen einschließt.“ Das sagt Marie-Noëlle von der Recke in ihrem Referat auf der Tagung „Den Krieg abschaffen“. Die Hoffnung auf das Reich Gottes inspiriert Menschen, dem Friedensgebot Gottes gehorsam zu sein, Widerspruch und Widerstand gegen Ungerechtigkeit und Kriegsvorbereitung eingeschlossen. „Überwindet das Böse mit Gutem!“, die Predigt von Jens Junginger über Bilder der Hoffnung nach Jesaja, M. N. von der Reckes Referat über das Friedenszeugnis des Neuen Testaments, das Memorandum „Den Krieg abschaffen“, der Bericht von Winfrid Eisenberg über „Lebenslaute“, die mit Musik Waffenproduktion und Waffenhandel stören, und Elmar Klinks Glosse über Kriegseinsätze mit „Kollateralschäden“ gehören zum Thema.

Im August 2012 jährte sich zum 20. Mal der Brandanschlag auf das Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen, in dem 1992 die Zentrale

Anlaufstelle für Asylbewerber(innen) für Mecklenburg-Vorpommern und ein Wohnheim für Vietnames(innen) untergebracht war. *Danielas* Bericht über die Gedenkveranstaltung ist eine Warnung vor Rassismus, der gewaltsam in die Mitte der Gesellschaft vordringt und eine Werbung zum Schutz der Asylanter.

Zinovi Tolkathev, Prof. für Kunst, war im Herbst 1944 als offizieller Illustrator beauftragt, die Nazi-Verbrechen festzuhalten. *Christina Whitelaw* beschreibt ihr Projekt, Schüler(innen) als Galerieführer(innen) in der Yad-Vashem-Wander-Ausstellung „Der Soldat Tolkathev an den Toren zur Hölle“ auszubilden. Das Gespräch zwischen den Generationen über die Verbrechen des NS-Regimes kann so ermöglicht werden.

Wieland Zademachs Artikel über *Rabbi Abraham Joshua Heschel* (1907–1972) ist Teil einer Trilogie über die Erinnerung an große Theologen des Judentums. Artikel über *Robert Raphael Geis* (1906–1972) und *Jakob Josef Petuchowski* (1925–1991) sollen in den nächsten Heften folgen und den Dialog zwischen Christentum und Judentum bereichern.

„Das wohlhabendste Zehntel der Gesellschaft verfügt mittlerweile über mehr als zwei Drittel des Gesamtvermögens, während die ärmere Hälfte der Bevölkerung zusammen nur ein Prozent des Vermögens besitzt.“ Diese Erkenntnis ist Basis für Aktionen des



Redaktions-Beirat l.v.u. Doris Gerlach, Dietlinde Haug, Fritz Hufendiek, Reinhard Gaede, Elmar Klink, Friedrich-Wilhelm Bargheer, Helmut Pfaff, Wieland Zademach

Bündnisses „umfairteilen“, dem sich der BRSD mit vielen andern Organisationen angeschlossen hat. Zur Forderung, reiche Menschen zur Finanzierung sozialer Aufgaben heranzuziehen, hat *Clemens Niemann* einen Leserbrief geschrieben, auf den *Ulrich Adler* mit einem Plädoyer für soziale Gerechtigkeit und demokratische Selbstverwaltung antwortet.

Franz Segberts Artikel sieht: Die „Hinwendung zur kapital-gedeckten Finanzierung der Pensionen und kirchlichen Betriebsrenten haben die Solidarität geschwächt und deformiert.“ „Eine umlage-finanzierte Rente ist deshalb auch Ausdruck der Solidarität im Sozialstaat.“

Die *Vereinigte Evangelische Mission* bietet für junge Leute ein Freiwilligen-Jahr an. Einsatzländer: Afrika – Botsuana, Kamerun, Namibia, Ruanda, Tansania; Asien – Indonesien, Philippinen. Einsatzmöglichkeiten: Straßenkinder-Projekte, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Schulen (auch für geistig behinderte Kinder), Gesundheitsprojekte, Schulungen in kleinen Dörfern, HIV-Aids-Projekte, Alphabetisierungsprojekte und einige andere. *Nadine Segadlo* berichtet über ihr Jahr in Tansania.

Unsere Rezensionen: *Jürgen Schübelin* macht in seiner Rezension „Ökumenische Grenzgänge“ auf die Begegnung mit den Pfingstkirchen in Lateinamerika aufmerksam.

Rainer Dörbaum stellt ein Buch von *Paul Gerhard Schoenborn* über *Dietrich Bonhoeffer* vor: „Nachfolge – Mystik – Martyrium“.

Dietlinde Haug rezensiert einen politischen Roman des nigerianischen Journalisten *Helon Habila*, „Öl auf Wasser“, Thema: Umweltkatastrophen bei der Erdöl-Förderung.

Und schließlich soll der Jahresbegleiter, Hg. *Claus Petersen*, wieder vorgestellt von *Wieland Zadernach*, uns anleiten, „weltverbunden“ zu leben.

Auf zwei wichtige neue Bücher weisen die Bundesnachrichten vor einem späteren Bericht schon einmal hin.

Bei *Rosmarie Vancura* und *Dieter Hönerhoff* bedanke ich mich für liebevolle Zeilen.

Mit Recht haben Umwelt-Menschen- und Bürgerrechtsgruppen massiven Protest erhoben: „Eine von Schwarz-Gelb geplante Änderung der Abgabenordnung „würde dem Verfassungsschutz ermöglichen, ohne Anhörung der Betroffenen, über den Fortbestand einzelner gemeinnütziger Organisationen zu entscheiden“. Der Protest, dem wir uns angeschlossen hatten, hatte Erfolg.

Dass ausgerechnet der Verfassungsschutz, der bei der Verhütung und Aufklärung von Morden der Neonazis 10 Jahre lang versagt hat – anschließend wurde noch durch Vernichtung von Akten der Untersuchungsausschuss behindert –, über unsere Gemeinnützigkeit entscheiden soll, ist jetzt zum Glück ausgeschlossen. Die Aufgabe der Prüfung liegt wie bisher bei den Finanzämtern.

Allen Lesern und Leserinnen wünsche ich ein frohes gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr unter der Jahreslosung „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13,14).

Euer/Ihr

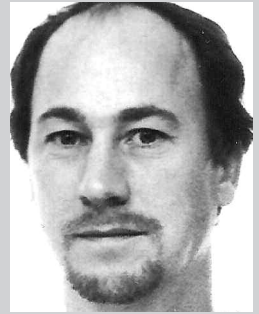


Reinhard Gaede

Neu im Redaktionsbeirat

Jürgen Gorenflo

Geboren 1964 als Gärtnersohn in Karlsruhe, bin ich seit langem in Hamburg verankert. Neben einem Studium der ev. Theologie habe ich als Dipl. Betriebswirt abgeschlossen und beschäftige mich in dieser Kombination viel mit Wirtschaftsethik. Unter anderem versuche ich herauszufinden, wo und auf welche Weise sich Ethik in der Wirtschaft versteckt und welche Rolle dabei der Neoliberalismus spielt. 2009: Mitgründung eines Vereins für europäisch-arabische Zusammenarbeit, der mehr im wirtschaftlichen Sektor arbeitet. Zurzeit arbeite ich in der größten Tagespflegeeinrichtung in Deutschland, die gerade ihr 20-jähriges Bestehen feierte. Adresse: Forstweg 55, 22850 Norderstedt, Tel. 01 72/9 17 49 46, florenzo@aol.com



CuS, BRSD, Beiträge 2013

In CuS 2–3/2012 war eine Erhöhung der Beiträge für das Abonnement CuS und für Mitgliedschaft im BRSD um 15,- € angekündigt worden. Wegen eingegangener Spenden und Beiträge sieht es mit dem Haushalt inzwischen wieder besser aus: Wir können im nächsten Jahr mit einer Erhöhung der Beiträge für Mitglieder des BRSD, Leserinnen und Leser von CuS in Höhe von 5,- € auskommen. Wir hoffen auf die Treue unserer Mitglieder, Leserinnen und Leser wie bisher.

Sturz der Tyrannen – Freude der Ärmsten im Garten

Bilder der Hoffnung nach Jesaja 29,17–24*

Von Jens Junginger

Nur noch kurz – eine kleine Weile, dann ist der Staat X bankrott, nur noch eine kleine Weile, dann ist die europäische Union am Ende, nur noch eine kleine Weile, dann rauschen wir auf den Abschwung zu.

Ehrlich gesagt, liebe Gemeinde, man kann es manchmal nicht mehr hören oder lesen. Dieses fortwährende Anhäufen und

Aneinanderreihen von Drohkulissen und Warnungen.

Nun gibt es derartige Unheilsankündigungen gerade bei den Propheten in der Bibel zur Genüge. Ihre Absicht ist allerdings eine andere. Sie wollen Veränderung herbeiführen. Und die „kleine Weile“ soll zeigen, dass es da noch einen Spielraum gibt, eine Chance, um innezuhalten, sich zu besinnen und umzukehren.

Ist das aber auch der Beweggrund von Redaktionen? Die ständige Wiederholung

von bedrohlichen Schreckensszenarien macht mürbe, stumpft ab. Man kann es nach einiger Zeit auch nicht mehr ernst nehmen – und das ist weder gut noch kann es gewollt sein.

Nur noch eine kleine Weile - dann wird sich die Welt grundlegend verändern!

Das haben sich vermutlich auch jene Flugzeugpiloten und ihre Hinterleute und Anführer gedacht, als diese vor zehn Jahren gezielt, vorsätzlich in die Türme des Welt-handelszentrums und in das amerikanische Verteidigungsministerium geflogen sind.

Die Welt hat sich verändert. Menschen starben, wurden traumatisiert. Andere Länder wurden anschließend bombardiert, Menschen gefoltert. Die amerikanische Supermacht hat sich verändert. Der Sicherheitsapparat wurde gewaltig ausgebaut. Nichts ist mehr so wie es vorher war.

Aber hat sich Welt und unsere Gesellschaft so verändert, wie jene Terroristen sich das in einer unheilvollen Vermischung aus Allmachtsphantasie und Ohnmachts-Erfahrung gedacht und erhofft haben? Haben wir einen „Kampf der Kulturen“? Manchmal kommt es anders, als man denkt – und das ist gut so. Auch beim Prophet Jesaja.

Er ist einer, bei dem man denkt, wenn der Luft holt und mit den Worten loslegt wie: „Nur noch eine kleine Weile ...“, dann wird Tacheles geredet. Dann wird man einiges an so genannten Unheilsankündigungen zu hören bekommen.

Nicht so in dem Abschnitt, den ich Ihnen nun vorlesen werde :

Jesaja 29,17: „Wohlan, es ist noch eine kleine Weile, so soll der abgeholzte Libanon ein Obstgarten werden, und was jetzt ein Obstgarten ist, soll wie ein Gestrüpp aussehen. 18 Zu der Zeit werden die Tauben hören die Worte des Buches, und die Augen der Blinden werden aus Dunkel und Fins-

ternis sehen; 19 und die Elenden werden wieder Freude an Gott haben, und die Ärmsten unter den Menschen werden fröhlich sein in ihm. 20 Denn es wird ein Ende haben mit den Tyrannen, und es wird aus sein mit den Spöttern, und es werden ausgerissen werden alle, die darauf aus sind, Unheil anzurichten, 21 und die Leute schuldig sprechen vor Gericht und dem nachstellen, die im Tor Gerechtigkeit lehren, und durch Lügen das Recht des Unschuldigen beugen. 22 Darum spricht Gott, der Abraham erlöst hat, zu den Nachkommen Jakobs: Israel soll nicht mehr beschämt dastehen, und sein Antlitz soll nicht mehr erblassen. 23 Denn wenn die Kinder Israels in ihrer Mitte die Werke meiner Hände sehen werden, werden sie meinen Namen heiligen; sie werden den Gott Israels heiligen und fürchten. 24 Und die, welche irren in ihrem Geist, werden Verstand annehmen, und die, welche murren, werden sich belehren lassen.“

Nur eine kleine Weile, und nichts wird so sein, wie es vorher war. Genau davon erzählt dieser Textabschnitt. Ich wiederhole nochmals einige der eindrücklichen Bilder und starken Aussagen:

- der abgeholzte Libanon wird ein Obstgarten werden, und was jetzt ein Obstgarten ist, soll wie ein Gestrüpp aussehen,
- die Elenden werden wieder Freude haben am HERRN, und die Ärmsten unter den Menschen werden fröhlich sein,
- es wird ein Ende haben mit den Tyrannen und mit den Spöttern,
- es wird ein Ende haben, mit denen, die Unheil anrichten und durch Lügen das Recht des Unschuldigen beugen,
- die irrenden Geister werden Verstand annehmen.

Es regt sich in einem dabei der skeptische Widerspruch. Selbst wenn wir es nicht laut

sagen, so gibt es die Stimme in uns, die wir sagen hören:

„Schön wär’s. Traumtänzerei, Zweckoptimismus, blauäugiges Gerede, Schönfärberei, lächerliche Utopie.“

In der Tat. Es spricht vieles dagegen, sehr vieles, dass sich von dieser Vision zu einem menschlicheren gerechteren und friedvollen Zusammenleben etwas bewahren würde. Wir könnten hier und jetzt, auf Antrieb, gemeinsam eine Unzahl von Fakten, Beispielen und Beobachtungen aus unserer Umgebung und Erfahrungen aus dem persönlichen Leben zusammentragen, die dagegen sprächen. Von der räuberischen Gewalt am Busbahnhof bis hin zu den unsäglich ungebändigten Finanzmärkten, von der Korruption bis hin zu einer immer hemmungslos und gewissenlos gewordenen Habgier.

Im Aufzählen all dessen, was krank, schlecht ist und mies läuft, darin sind wir gut.

Man mag es bei sich selbst überprüfen: Steckt darin vielleicht auch eine Art von „negativer Genüsslichkeit, eine Kultur des milden Zynismus“ (Fulbert Steffensky), der uns das Träumen verbietet und davor abschreckt, uns von Jesaja’s Bildern und Vorstellungen begeistern und in Bann nehmen zu lassen?

In den Bildern eines gänzlich veränderten Zusammenlebens des Propheten spiegelt sich seine Hoffnung wieder, die sich aus dem Glauben nährt, dass ein gelingendes, gerechtes und friedliches Miteinander möglich ist – eben auch gegen allen Augenschein.

Sie entstammen der konkreten Erfahrung einer Zeit, in der seine Region und das Volk Israel schwer damit zu kämpfen hatte, dass es auf tyrannische Weise beherrscht wurde, dass es dabei seiner eigenen kulturellen und religiösen Identität beraubt wurden.

Es stand unter dem Druck, sich in eine hellenistische Einheitskultur auflösen zu sollen.

Man schrieb das 3. Jahrhundert vor Christus. Die Wirtschaft florierte, aber das Recht wurde zugunsten der Mächtigen gebeugt und den Gedanken einer sozialen Gerechtigkeit, wie ihn die Bibel schon detailliert aufgezeigt hat, wollte man nicht kennen, geschweige denn in Betracht ziehen.

Liebe Gemeinde, so lange das her zu sein scheint, manchmal ist der garstige Graben der Geschichte zwischen damals und heute gar nicht so breit. Und wenn sich durch alle Bereiche unseres Lebens und Zusammenlebens der einheitliche Maßstab durchzieht: Es muss sich rechnen. Da muss dran verdient sein. Umsonst gibt’s nichts. Alles, was wir tun und machen, muss sich betriebswirtschaftlich lohnen oder mindestens sich selbst tragen: das Pflegen, die Heilung, die Bildung – dann ist Dominanz des Ökonomischen eine durchdringend bestimmende und alles beherrschende Vereinheitlichung. Das hat schon etwas Totalitäres. Und vielleicht ist es das, das unsere Flügel zu stutzen vermag und davon abhält zu träumen, was möglich wäre.

In das Raster – gut ist, was sich rechnet – passen die ganz anderen Bilder eines Jesaja nicht hinein. Er malt etwas aus, was uns befremdlich vorkommt, weil es eben nicht von dieser Welt ist, was nicht in diese Einheitskultur passt.

Etwa: dass die Elenden wieder Freude haben werden, und die Ärmsten unter den Menschen fröhlich sein werden

Und Jesus von Nazareth setzt genau da später an und schreitet zur Tat.

Liebe Gemeinde, in Jesu Handeln ist Gott selbst am Werk. Da legt er Hand an, indem er Wunden verbindet, heilt, aufrichtet und unmissverständlich Partei er-

greift. Wo dies geschieht, können wir auch heute Gottes Hände Werk erkennen. Gott ist es, der zuerst, vor all unserem Tun und bevor er uns den Atem des Lebens eingehaucht hat, Hand angelegt hat und im wahrsten Sinne des Wortes 6 Tage „malocht“ hat.

So hat Gott seinen ersten Bund mit dieser Welt geschlossen. Danach hat er sich ausruhen müssen. Er ist es, der die Verbindung nie hat abbrechen lassen, sondern immer wieder aufs Neue uns seiner Verbundenheit mit ihm vergewissert: Hier sehen wir diesen Bund sinnbildlich dargestellt, der sich in der Zusage immer wieder manifestiert:

„Ich will nicht, dass die Genickten zerbrechen, und die Lebensfreude, die nur noch glimmt, ganz verlöscht.“

Sind wir imstande und bereit seiner Hände Werk heute wahrzunehmen, trotz eines 11. Septembers 2001? Trotz der Wunden, die wir spüren und uns zufügen?

Sehen wir die Ansätze an Veränderung? Sehen wir die Inseln und Ansätze gelingenden Zusammenlebens?

Keineswegs berufen sich alle, die dafür Hand anlegen, unmittelbar auf einen göttlichen Auftrag oder würden es als Gottesdienst im Alltag der Welt bezeichnen.

Aber mit den Mystikern kann ich sagen: da wo Menschen Hand anlegen, da zeigt sich „das von Gott“ in uns Menschen.

„We shall overcome“ das haben die New Yorker bei ihrer multireligiösen Trauerfeier für die Getöteten des 11. September gesungen – nicht Rache und Krieg wurde gefordert.

Mit dem Sturz der Tyrannen im arabischen Frühling zeichnen sich befreiende Veränderungen und Chancen ab, an die wir doch noch „vor einen kleinen Weile“ niemals auch nur im Entferntesten gedacht hätten. Das soll nicht verklärt werden, aber der libanesische Schriftsteller Elias Khoury

beschreibt diese Bewegung als die arabische Antwort auf den 11. September. Es ist eine andere Antwort, als sich die Attentäter erdacht hatten. Es kam anders, als sie dachten.

Da haben Menschen doch Verstand angenommen, wie Jesaja es verheißen hat, und „sich belehren lassen“. Mehr, als es bei manchen entschiedenen Christen der Fall war, die in den Krieg gezogen sind

Wir haben als Religionen begonnen, aufeinander zuzugehen, lesen, wollen mehr davon verstehen und haben aufgehört, den Islam mit Terror und Islamismus gleichzusetzen.

In diesem Schuljahr wird es den ersten Islamischen Religionsunterricht hier an der Karlschule geben. Das war vor einer kleinen Weile doch noch nicht vorstellbar.

Die Lebenseinstellung junger Menschen hat sich erdrutschartig gewandelt:

Vertrauen, Verantwortung und Verlässlichkeit ist das, was jetzt zählt. Sinnstiftende Tätigkeit, sich selbst einbringen wollen, um die Klüfte zwischen den Religionen, Kulturen, zwischen Nord und Süd, zwischen Arm und Reich auszugleichen, das tritt wieder sehr viel deutlicher in den Vordergrund.

Und da sind wir von Jesajas Vision und dem Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit bei Jesus gar nicht so weit weg.

Die Worte des Buches zu hören, an sie zu erinnern, sie zu erzählen, wie es Jesaja tat, die scheinbar weltfremden Geschichten, unglaublichen Taten und visionären Bilder wach zu halten, heißt, damit unsere inneren Bilder von einem gelingenden Leben zu skizzieren.

Dass wir sie haben und dass wir sie weitergeben, dafür müssen wir uns, weiß Gott, nicht schämen oder erblassen. Vielmehr ist es das, was unsere Identität, unser Selbst-

verständnis als Volk Gottes in Gestalt der Gemeinde Jesu Christi ausmacht.

Nicht um des Selbsterhalts willen, schon gar nicht, um uns abzugrenzen, sondern um uns zu öffnen, um der Menschen willen und der Stadt Bestes willen.

Fulbert Steffensky, der Evangelische Theologe und frühere Beuroner Mönch, der vor Jahren beim ersten ökumenischen Kirchentag hier in der alten Stadthalle sprach, beschreibt es als die die „politisch spirituelle“ Grundaufgabe von uns als christlicher Gemeinde, dass wir die Geschichten und Bilder überliefern, „die von der Würde des Menschen erzählen, dass das Leben kostbar ist, dass niemand die Zukunft versperrt sein soll“. Denn diese Bilder sind es, die an unseren inneren Bildern und Vorstellungen bauen und unsere Hoffnung nähren.

Diese Grundaufgabe kann niemand für sich allein wahrnehmen, so wenig, wie wir uns selbst Trost und Ermutigung zusprechen können.

Die Gemeinde, unsere Stadtkirchengemeinde, diese wunderbare Kirche – das sind einige der Orte, an denen wir die Gedanken und die Erfahrungen des Zweifels und die Geschichten des Leids teilen, die Sehnsucht nach einem sinnvollen Leben und Zusammenleben anreichern und die Bilder und Lieder der Hoffnung gemeinsam ausmalen und singen können, z.B. auch in den Konzerten oder bei so unglaublichen Improvisationen von Orgel und Saxophon, wie man sie am gestrigen Abend hier erleben konnte.

Das vermag uns vergewissern,

- dass trotz eigener, persönlicher, familiärer oder beruflicher Erfahrungen, die manche als ihren persönlichen „11. September“ beschreiben,
- dass trotz der tagtäglichen Meldungen von Attentaten und Explosionen

Gott seine heilende Verbundenheit aufrecht erhält und uns zur Auferstehung ermutigt.

Denn er bleibt unerschütterlich und mit Leidenschaftlich dabei, dass er auch das geknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen wird.

Und wenn er sich ans Werk macht, wohl an, dann gibt es auch keinen Grund für uns die Hände in den Schoß zu legen.

Amen

**Predigt zur Investitur in der Stadtkirchengemeinde Stuttgart am 11. September 2011*

*Jens Junginger,
Jg. 1960,
verheiratet mit
Pfarrerin Heidi
Hafner (Mitglied
beim BRSD), drei
Söhne.*

*Seit September
2011 Geschäftsführender*

*Pfarrer an der
Evang. Stadtkirche
in Tuttlingen*

*Theologiestudium in Tübingen, Mainz und
Frankfurt u.a. bei Luise Schottroff.*

*Lange Jahre in der Solidaritätsarbeit zum
Südl. Afrika. Mitglied im Kuratorium Stiftung
Ökumene. 2003–2011 Pfarrer beim Kirchlichen
Dienst in der Arbeitswelt an der Evang Akademie
Bad Boll in der Prälatur Reutlingen, Vorsitzender
des KDA Württemberg, 2009 bis
2010 Mitglied im Bundesvorstand des
KDA/EKD. Mitherausgeber der Broschüre: Sozial-
verantwortliche Beschaffung, Wegweiser für
den Einstieg, Sept. 2010*



Jens Junginger

Den Krieg abschaffen – biblisch-theologische Grundlagen*

Von Marie-Noëlle von der Recke

Ich bin dankbar für die Einladung, aus der Sicht der Friedenskirchen das Thema dieser Tagung „Den Krieg abschaffen“ unter biblischem Aspekt beleuchten zu können. Als Christen beziehen wir unseren Glauben und unser Handeln auf Jesus Christus, den Gesalbten, den Retter der Welt. Er selbst lebte in einem besonderen Kontext, und seine Lehre und sein Leben sind nur in diesem Kontext zu verstehen.

Der Kontext des Zweiten Testaments

Der Kontext des 2. Testaments ist nicht Krieg, sondern Besatzung. Krieg gab es zur Zeit Jesu an den Rändern des römischen Reiches, aber nicht in Palästina selbst. Schon diese Feststellung sollte uns aufhorchen lassen. Was immer Jesus über Gewalt, Krieg, Unrecht und Gerechtigkeit sagte, wurde nicht aus der Perspektive eines der politischen Herrscher seiner Zeit gesagt, sondern aus der Perspektive eines Menschen, dessen Land durch eine fremde Macht regiert wird. Dasselbe gilt auch für die Theologie, die wir in den Episteln vorfinden. Seit der konstantinischen Wende hat sich die Stellung der Kirche in großen Teilen der Welt radikal verändert. Wir Christen aus dem reichen Westen müssen uns deswegen bewusst sein, welche Brille wir aufhaben, wenn wir über diese Themen sprechen: die konstantinische Brille – die Perspektive der Mächtigen oder die jesuanische Brille – die Perspektive der Unterdrückten. Ich

fürchte, wir tendieren oft dazu, gar nicht zu merken, welche Brille wir auf der Nase haben. Die Optionen: Wie die Menschen sich zu dieser Situation, in die Jesus hineingeboren wurde, verhielten, kann man an den verschiedenen religiösen Gruppierungen in der damaligen jüdischen Gesellschaft feststellen:

- die Sadduzäer, zu der die priesterliche Elite gehörte, hatten den Weg der Anpassung und der Zusammenarbeit mit der fremden Macht gewählt. Sie arrangierten sich mit ihr,
- die Pharisäer hatten den Weg des Rückzugs und der Trennung von allem Unreinen und von unreinen bzw. fremden Menschen, verbunden mit peinlichst genauer Beachtung des Gesetzes und der mündlichen Überlieferung, gewählt,
- die Essener hatten den Weg des Rückzugs in die Wüste, vielleicht Qumran, gewählt, wo sie auf den großen Endzeit-Krieg, auf den Sieg des Guten über das Böse warteten,
- die Zeloten hatten den Weg des gewalttätigen Widerstands gegen den Besatzer gewählt, einen Weg, welchen sie ebenfalls als einen heiligen Krieg verstanden.

Jesus wählte keine dieser Optionen. Die Geschichte von der Versuchung in der Wüste und weitere Zwischenfälle, wie die Zurückweisung von Petrus, als dieser sich gegen die Vorstellung wehrte, dass Jesus leiden und sterben müsste, und seine Streitgespräche mit seinen Gegnern, zeigen eindeutig, wie Jesus sich gegenüber diesen Optionen verhielt: Er kollaborierte nicht mit der fremden Macht, wie die Sadduzäer es taten, er bereitete sich nicht in der Wüste

auf den heiligen Krieg der Endzeit vor wie die Essener. Den Zeloten unter seinen Jüngern machte er deutlich, dass ihre Vorstellung eines gewaltsamen Aufstandes nicht von Gott war. Theologisch stand er zwar den Pharisäern näher als den Sadduzäern, weil die Sadduzäer die prophetischen Bücher und die Schriften [also den zweiten und dritten Teil der jüdischen Bibel (des AT)] nicht anerkannten, sondern allein sich auf die Tora beriefen. Für Jesus wie für die Pharisäer waren die Propheten dagegen wichtige Schriften. Den Pharisäern gab er andererseits aber unzweideutig zu verstehen, dass ihre buchstäbliche Deutung des Gesetzes [der Tora] lebensfeindlich und fern von Gottes Wille und Geist war. Er hatte eine besondere Vorliebe für Kontakte mit gerade den Menschen, die für Pharisäer als unberührbar galten. Eine apolitische Absonderung kam also für ihn auch nicht in Frage.

Als Christen ist unser Buch die Bibel und insbesondere das zweite Testament, die Geschichte Jesu, seiner Nachfolger und die Geschichte der ersten Gemeinden. Das Buch Jesu war aber das erste Testament, die jüdische Bibel. Bekanntlich ist dies ein Buch voll mit Schilderungen von Kriegen und Gewalt. Wenn Jesus von sich selbst sagt, dass Mose, die Propheten und die Psalmen (poetische Bezeichnung der drei Teile der jüdischen Bibel, vgl. Lk 24, 44) von ihm zeugen, dann heißt das, dass er – und die erste Gemeinde, die die Überlieferungen über ihn bewahrte und niederschrieb – in diesen Büchern des ersten Testaments seinen Weg gefunden haben muss. Deshalb sollten wir uns die Zeit nehmen, uns zu fragen, wo und wie im ersten Testament Jesus seine Inspiration gefunden haben mag, als er sich entschloss, den Weg der Gewaltfreiheit zu gehen.

Das Verständnis vom Krieg im ersten Testament

Das Volk Israel war ein Volk des alten Orients, eingebettet in die Kultur der damaligen Zeit, eingebettet auch in deren Verständnis von Macht, Königtum und Krieg.

Das erste Testament ist durchdrungen von der Schilderung von Gewalt und Krieg, aber auch von der Kritik an der Gewalt. Ein Grundereignis im ersten Testament und im Selbstbewusstsein frommer Juden bis heute ist der Exodus, der die ganze Geschichte Israels dominiert: Im Exodus geschieht die Befreiung des Volkes Israel. Die Heere der Unterdrücker werden dezimiert. Dieses geschieht ohne Zutun der Menschen. Der Hymnus des Mose in 2. Mose 15 betont, dass im Exodus Gott selbst gekämpft und gesiegt hat. In Vers 3 wird Gott als Krieger bezeichnet. In diesem Krieg handelt kein militärischer Führer und kein menschlicher König, sondern Gott allein ist Retter. Hier geschieht das zentrale Ereignis des Volk-Werdens Israels, die Grundlage für das Vertrauen in diesen Gott. Der Exodus ist das Sinnbild für den „heiligen Krieg“ Israels.

Kriegerische Dichtungen und Darstellungen gibt es bei anderen Völkern des alten Orients auch. Ein wesentliches Merkmal unterscheidet sie von dem Hymnus des Mose: Mose besingt den militärischen Sieg des Ewigen. Israel kämpft ganz und gar nicht. Gott erweist sich als König. Dieses Königtum ist in der Befreiung seines Volkes begründet. In den Kriegsdarstellungen der Nachbarkulturen sieht es etwas anders aus: Dort erscheint der König auf seinem Wagen mit gespanntem Bogen. Über ihm fliegt der Gott, ebenfalls mit gespanntem Bogen – auf den Feind gerichtet. Der Gott der Assyrer war symbiotisch mit dem Staat

verbunden. Zwischen ihm und dem König gab es keinen Unterschied. Anders bei dem Gott Israels, der manchmal sein Volk bekriegen konnte. In Ägypten übte der Pharao die Macht eines Gottes aus, Lieder besingen seine Siege. In der biblischen Überlieferung des Exodus, in der ganzen Torah und in der religiösen Erfahrung Israels ist es genau umgekehrt: nicht der König ist Gott, sondern Gott allein ist König. Die Rolle Moses ist nicht die eines militärischen Führers. Er ist Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er ist von Gott berufen. Seine Autorität ist allein das Wort, auf das die Menschen hören sollen und entsprechend handeln. Mose ist Bote der Befreiung. Er übt keine Macht im Namen Gottes aus. Er verkündigt die Verheißung.

In der blutigen Schilderung der Eroberung Kanaans in den Büchern Josua und Richter bleiben Motive der Exodus-Geschichte lebendig: die militärische Unterlegenheit des Volkes, die Hilfe Gottes durch Naturwunder, die Abwertung militärischen Ruhms und militärischer Macht. Die Geschichte der Eroberung von Jericho mit Hilfe von Posaunen und Freundschaft mit einer Prostituierten ist ein typisches Beispiel. Wenn in Josua 11 Streitwagen der Feinde erobert werden, sollen sie verbrannt werden: Israel soll sich nicht die Waffen seiner Nachbarn aneignen, sondern von Gott abhängig bleiben.

Die Bitte des Volkes, ebenso wie die Nachbarländer einen König zu haben, um unter seiner Führung in den Krieg ziehen zu können, wird im Buch Samuel als Ablehnung von Gott interpretiert (vgl. 1 Sam. 8). Dennoch gestattet Gott, diesen Wunsch zu erfüllen. Und so beginnt die Geschichte des Königtums, die auch die Geschichte eines Untergangs ist. Die Staatskritik durchdringt die Schilderung dieser Geschichte, zum Beispiel als erzählt wird von der Volks-

zählung, die Gott verurteilt, weil sie der Erhebung einer Armee dienen sollte. Angriffskriege werden geführt, bei denen keine Wunder Gottes zu besingen sind. Es gibt mehr und mehr Staatsfunktionäre, die die Könige beraten und sie auf dem Weg der völligen Integration von Israel in die Staatenwelt des damaligen Nahen Osten ermutigen. Die Anpassung geschieht auch im religiösen Bereich, mit der Errichtung von heidnischen Heiligtümern und einer immer engeren Verquickung zwischen Thron und Altar.

Parallel zu dieser Entwicklung gibt es aber so etwas wie eine Widerstandsbewegung. Propheten bleiben dem Weg Gottes treu. Sie kritisieren schonungslos die politischen, wirtschaftlichen und religiösen Missstände, die sie beobachten, die Bündnispolitik mit den mächtigen Nachbarn, das Vertrauen in die Waffen, die Ausbeutung der Armen und den hohlen Gottesdienst. Sie künden den Untergang an, die militärische Niederlage und die Verbannung. Ihre Reden weisen auf die Wurzeln des Übels: die geistliche Krise, den Verrat an Gott. Ihre Antwort auf die Krise: Erinnerung an die Forderungen der Torah, sie erinnern an den Bund Gottes mit seinem Volk. Krieg wird von ihnen als Zeichen von Gottes Gericht verstanden, wobei die Eroberer als Instrumente von Gottes Zorn angesehen werden, die dennoch für ihre Taten Rechenschaft geben müssen. Die Propheten kündigen einen neuen Bund an. Die Exodusthematik wird wieder aufgegriffen, jene Zeit, in der die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk unmittelbar war (vgl. das Buch Hosea). Ein Weg durch die Wüste soll erneut von Gott gebahnt werden (vgl. Jes. 40 ff). Rückkehr und Erneuerung werden angekündigt oder es wird – wie im Buch Jeremia – die Empfehlung gegeben, als Volk Gottes ohne Land und ohne Nation

zum Wohl der fremden Stadt beizutragen. Von den Propheten kommt auch die Vision einer Zeit, in der es keine Kriege mehr gibt, in der Schalom – das ist Friede und Gerechtigkeit – herrschen soll, eine Zeit, in der Kriegsgeräte zu Werkzeugen der Landwirtschaft umgestaltet werden, eine Zeit in der alle Nationen den Gott Israels als ihren Gott erkennen werden.

Ein Wort will ich noch über die apokalyptische Literatur sagen, eine Gattung, die zur Zeit Jesu eine wichtige Rolle spielte. Die apokalyptische Literatur ist in der Bibel (aber nicht in Reinform) zum Beispiel im Buch Daniel, aber auch auf einigen Seiten des Buches Jesaiah und des Neuen Testaments vertreten. Das Buch Henoch, 4. Esra, Baruch und die Apokalypse des Abraham usw. wurden nicht in den Kanon der biblischen Bücher aufgenommen. Der Hintergrund dieser Literatur ist die Unterdrückung durch eine fremde Macht. Diese apokalyptischen Texte sollen helfen, mit der Situation fertig zu werden. Das ganze Universum ist die Bühne eines Kampfes zwischen Gut und Böse, Satan und Gott. Ein Teil der Menschheit identifiziert sich mit Gott und muss unter Verfolgung leiden, ein Teil identifiziert sich mit dem Bösen. Der Sieg des Guten über das Böse wird in einem kosmischen Kampf errungen und eröffnet ein neues Zeitalter. Die Essener, von denen wir vorhin sprachen, befassten sich intensiv mit dieser Literatur und bereiteten sich in Qumran auf den Krieg der Endzeit, auf den Sieg des Guten über das Böse vor.

Zurück zu Jesus

Wenn wir uns fragen, wo Jesus im ersten Testament das Fundament seiner Lehre und seiner Haltung gefunden hat, dann sind all diese Elemente von Bedeutung. Wir haben hier nur die Geschichte der

Volkswerdung Israels und seines Untergangs gestreift. Der Vollständigkeit halber hätten wir noch von Jesaias Gottesknechtsliedern sprechen müssen, die die Überwindung des Bösen durch das Wort und das Leiden des Gottesdieners besingen. Es wäre auch sinnvoll gewesen, sich mit den Geschichten der Erzelnern zu befassen und mit den Psalmen. Dieses würde aber den Rahmen dieses Referats sprengen.

Jesus, stellten wir am Anfang dieses Referats fest, identifizierte sich mit keiner der Optionen, die sich ihm anboten: nicht mit dem Realismus, nicht mit der gewaltsamen Revolution, nicht mit dem Rückzug in die Wüste oder den Rückzug in die Religion. Die größte Versuchung war für ihn sicherlich die, selbst der Anführer des letzten heiligen Krieges zu werden – so wollten es auch seine Jünger. Stattdessen schloss er sich zuerst einer Bußbewegung an und ließ sich am Jordan von Johannes dem Täufer taufen, „damit alle Gerechtigkeit erfüllt werde“ (Matth. 3,15). Nach der Taufe, die die Evangelisten als Ort verstehen, wo Gott selbst sich zu Jesus bekannte, wählte er 12 Menschen (man denkt hier unweigerlich an die 12 Stämme Israels), seine Jünger, die er in seine Nachfolge, in eine Schulung mitnahm. Die Bergpredigt, die seine Reden an diese Menschen und an das Volk zusammenfasst, ist das Programm, das er sie lehrte und das er selbst praktizierte. Jesus wird uns im Zweiten Testament nicht nur wie ein Lehrer seiner Zeit vorgestellt, sondern wie ein zweiter Mose, der aus einfachen Menschen ein neues Volk zusammenruft, dem er einen neuen Bund eröffnet, dem er das Reich Gottes verkündigt. Im Johannesevangelium bezeichnet er sich selbst als „den Weg“, also als die Erfüllung jenes neuen Exodus, den die Propheten ankündigten. Er bleibt in den Schriften verankert und betont, dass er nichts

Neues bringen will, dass er die Torah erfüllen und nicht abschaffen will. Seine Lehre unterscheidet sich aber von der Lehre anderer Rabbis, denn er verwirft mündliche Überlieferungen und Reinheitsvorschriften, um den tiefen Sinn der Torah aufzuschließen. Darin ist er der direkte Erbe der Propheten, die Unrecht anprangerten und eine Rückkehr zu den Geboten und zu Gott predigten.

Seine Lehre im Blick auf die Gewalt und sein Umgang mit der Gewalt sind eindeutig: er lehnt sie ab bis in ihre subtilsten Formen (Math. 5,21–22 „Du Narr usw.“), er verzichtet auf den Schutz von Waffen (Lukas 22, 51b – bei der Gefangennahme heilt er den verletzten Polizisten) er lässt sich verhaften ohne Widerstand, er erliegt der Versuchung nicht, göttliche Macht zu nutzen, um an sein Ziel zu kommen (vgl. Matth. 26,47–56 Gefangennahme: „meinst Du, ich könnte meinen Vater nicht bitten, dass er mir mehr als 12 Legionen Engel schicke?“) er lehnt die Option des heiligen Krieges ab, die er als Gewalt im frommen Gewand entlarvt (Lukas 9,51–56). Mit dem 1. Petrusbrief 2,21–24 kann man zusammenfassen: „Er hat keine Sünde begangen und in seinem Mund war kein trügerisches Wort. Er wurde geschmäht, schmähte aber nicht; er litt, drohte aber nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter. Er hat unsere Sünden mit seinem Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot seien für die Sünden und für die Gerechtigkeit leben. Durch seine Wunden seid ihr geheilt“. Das Ende dieses Textes greift Jes. 53 auf und identifiziert somit Jesus mit dem leidenden Knecht Gottes.

Das Pendant dieser radikalen Ablehnung von Gewalt war seine Lehre über eine Liebe, die den Kreis der eigenen Leute, des eigenen Volkes überschritt: „Liebt eure Feinde, segnet, die euch verfluchen, haltet

die andere Backe hin“. In anderen Worten: „Überrascht den Gegner mit einer Liebe, die er gar nicht erwartet“. Jesus bringt seine Lehre auf den Punkt in dem Wort: „Seid vollkommen wie euer Vater vollkommen ist.“ (Matth. 5,48) Bei Lukas (6,36) heißt es: „Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist.“ Auch dieses Wort zieht Jesus aus dem Schatz des ersten Testaments. Die Barmherzigkeit Gottes ist ein Begriff, der vielfach in den prophetischen Büchern zu finden ist und vielfach im Buch der Psalmen vorkommt. Das hebräische Wort für Barmherzigkeit ist *Rachamim*, und es enthält das Wort *Rechem*, die Gebärmutter. Jesus fordert Menschen heraus, zu handeln, den anderen Weg zu wählen, den Weg der Gewaltfreiheit Gottes, der seine Feinde nicht vernichtet, sondern liebt, wie eine Mutter ihre Kinder liebt.

An diesen Beispielen wird deutlich, dass Jesus und die Gemeinde, die uns seine Worte überlieferte, die Schrift recht selektiv nutzten. Wenn er in Lukas 4,18–19 eine Passage aus Jes. 61 vorliest und sagt: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen; er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen sollen, und den Zerschlagenen ... zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn“, so hört das Zitat genau dort auf, wo Jesaja einen „Tag der Vergeltung“ ankündigt. Als seine Jünger Feuer vom Himmel auf die ungastlichen Samariter herab rufen wollen (Lukas 9,54) und darin nur das gerne erleben wollen, was über Elia in 2 Könige 1,10–12 erzählt wird („bin ich ein Mann Gottes, so falle Feuer vom Himmel und fresse dich und deine fünfzig Mann“), weist er sie zurück, und eine möglicherweise spätere Überlieferung schreibt hinzu: „Wisst Ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid ?

Der Menschen Sohn ist nicht gekommen, das Leben der Menschen zu vernichten, sondern zu erhalten“ (auch wenn dieser Satz nicht direkt von Jesus stammen sollte, so wird deutlich, wie Jesus verstanden wurde).

Die Evangelien enthalten Ankündigungen von Kriegen, die Zeichen sind, dass das Ende nahe ist. Diese Ankündigungen greifen einige Züge der apokalyptischen Literatur auf. Dennoch werden die Jünger nicht dazu angehalten, sich an diesen Kriegen zu beteiligen. Sie werden aufgefordert, wachsam zu sein, evtl. zu fliehen und Gott treu zu bleiben. Betont wird in diesem Zusammenhang, dass außer Gott keiner weiß, wann dieses stattfinden soll. Somit distanziert sich das Neue Testament von den Spekulationen der Menschen, die sich gerne mit der Apokalypitk befassten, um genaue Kenntnis der Zukunft zu erlangen.

Jesus entschied sich offensichtlich, aus den Schriften seines Volkes jenen Strang des Vertrauens in Gott allein und der Überwindung der Gewalt durch die Kraft der Güte allein aufzugreifen und zu entfalten. Seine Kritik an den Mächtigen war ohne Scheu. Seine Lehre und sein Umgang mit Gewalt unterscheidet ihn radikal von den Führern, Lehrern und Aktivisten seiner Zeit.

Zurück zur Urgemeinde

Auch für die Urgemeinde war das Thema Krieg nicht von brennender Aktualität. Wohl aber Konflikte, die uns heute recht nahe sind: die Kluft zwischen Sklaven und Freien – wir würden sagen, Arm und Reich –, Männer und Frauen sowie interreligiöse/interethnische Konflikte – Juden und Griechen. Das Werk Jesu Christi wird in den Episteln als Eröffnung einer neuen Ära verstanden, in der Versöhnung mit Gott und Versöhnung der Menschen untereinander in Christus

möglich werden. Die Spaltung ist überwunden. Eine neue Schöpfung, eine ganz neue Realität hat begonnen, und sie betrifft ganz direkt die Feindschaften der Menschen untereinander. Die Gemeinde ist der Ort, wo die Versöhnung mit Gott in dem Zusammenleben der Menschen Gestalt annimmt. Die Gemeinde wird zur Botschafterin der Versöhnung, die sie selbst erlebt. Sie hat die Aufgabe, den Frieden, den sie kennt, weiterzugeben. Interessanterweise sind alle Aussagen der Epistel zum Thema Versöhnung keine dogmatischen Behauptungen, die deduktiv aus dem Leben, Tod und Auferstehung Jesu abgeleitet würden. Alle werden gegen den Hintergrund ganz reeller Konflikte in den damaligen Gemeinden ausgesprochen und sind eine christologisch/ekklesiologische Antwort auf handfesten Streit. Die Feindesliebe, die Jesus predigte, wird von Paulus auch gepredigt. Der Universalismus des Evangeliums überwindet die alten Grenzen, voran die ethnischen und nationalen Grenzen. Einmal nur wird von dem Leben der Gemeinde in militärischen Kategorien gesprochen (Eph. 6,10ff.). Wir haben es hier mit einer Reinterpretation des Motivs des heiligen Krieges zu tun. Dieser Krieg spielt sich auf der geistlichen Ebene ab: Nicht gegen böse Menschen, sondern gegen die Mächte des Bösen, gegen die Strukturen dieser Welt, richtet sich der Kampf der Gemeinde. Es gilt, gegen diese Mächte Widerstand zu leisten. Kreuz und Auferstehung zeugen davon, dass der Sieg gegen sie schon errungen ist und nicht erst für das Ende der Zeit erwartet wird. Die Waffenrüstung passt zu einem gewaltfreien Kampf: Wahrheit und Gerechtigkeit, Glauben, Heil, Wort Gottes, wobei das Wort Gottes die einzige offensive Waffe zu sein scheint. Die Existenz des Bösen wird nicht geleugnet, aber die Überwindung des Bösen soll mit guten Mitteln errungen

werden (vgl. Röm 12,21). Es stimmt nachdenklich, wie oft die Verse, die unmittelbar nach dieser Aussage stehen, nämlich Röm 13,1ff, in den Kirchen als Begründung zur Teilnahme am Krieg benutzt wurden und heute noch werden. Hier finde ich nach wie vor die Lektüre von John Howard Yoders Buch „Die Politik Jesu – der Weg des Kreuzes“ sehr hilfreich und entnehme aus seinen Ausführungen zu Römer 13 folgende Beobachtungen: (1) Die Leser des Briefes „sollten einer Obrigkeit untertan sein, in der sie keine Stimme hatten“. Sie wurden nicht in den Militärdienst eingezogen und der Text ist nicht dazu da, um sie dazu aufzurufen. (2) „Die Christen sollen sich dem Schwert des Staates unterwerfen, das heißt sie sollen seine Richter und Polizeigewalt anerkennen. Das Schwert bezieht sich nicht auf die Todesstrafe oder den Krieg.“ (Diese Interpretation ist ganz entgegen Artikel 16 der Confessio Augustana) (3) „Christen, die sich der Obrigkeit unterordnen, behalten ihre menschliche Unabhängigkeit und ihr Urteilvermögen. Die Autorität der Obrigkeit rechtfertigt sich nicht selbst. Jede Obrigkeit ist Gott unterordnet; der Text behauptet jedoch nicht, alles, was die Regierung tut oder von ihren Bürgern verlangt, sei gut.“ Unterordnung gleicht nicht Gehorsam. Die Aussagen von Römer 13 wurden von der Kirche nach der konstantinischen Wende immer wieder benutzt zur Begründung für die Pflicht, dem Staat mit der Waffe zu dienen. Als ob die Unterordnung unter den Staat das Gebot „Überwinde das Böse mit Gutem“ (Röm. 12,21) und den Versöhnungsauftrag der Gemeinde aufheben würde.

Folgerungen für unsere Gegenwart

Ich sagte am Anfang dieses Referats, dass uns manchmal nicht bewusst ist, welche Brille wir aufhaben. „Den Krieg abschaffen“

das ist eine gute und legitime Forderung. Und es ist ganz legitim und gut, Weichen in diese Richtung zu stellen. Es fällt aber auf, dass nur Menschen, die es in der Hand haben, Krieg zu führen, die Hoffnung auf ein Ende der Kriege so formulieren können. Wir müssen uns bewusst sein über dieses Privileg. Und darüber, dass die Mehrheit der Menschen die Chance, sich so auszusprechen, nicht haben.

Mir scheint, dass die biblische Überlieferung uns helfen kann, unser Thema in dieser Hinsicht fruchtbar zu vertiefen. Bei der Abschaffung der Institution Krieg geht es in biblisch/theologischen Kategorien nicht um eine Utopie, die sich unter den richtigen Rahmenbedingungen und per Diktat von Seiten menschlicher Machthaber verwirklichen lässt, sondern um eine Verheißung und eine Baustelle, die alle Menschen einschließt. In Jesaja 2,4 und Micha 4,3 wird das Zusammenspiel dieser Verheißung und dieser Arbeit der Menschen treffend auf den Punkt gebracht: „Und er wird richten unter den Heiden und zu rechtweisen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“

„Den Krieg nicht mehr lernen.“ Diese Formulierung scheint mir die Einstellung, die ich im ersten und im zweiten Testament meine zu erkennen, passend zusammenzufassen. Die Bergpredigt buchstabiert im Einzelnen durch, was das ganz konkret heißt, und führt uns zu den tieferen Schichten unseres Menschseins. Der böse Blick, das böse Wort sind die Wurzeln des Übels, oder wie Jakobus es formuliert (4,1): „Woher kommen die Kriege bei euch, woher die Streitigkeiten? Doch nur vom Kampf der Leidenschaften in eurem Innern. Ihr begehrt

und erhaltet doch nichts. Ihr mordet und seid eifersüchtig und könnt dennoch nichts erreichen. Ihr streitet und führt Krieg. Ihr erhaltet nichts, weil ihr nicht bittet“. Die Sklaverei wurde im 19. Jahrhundert abgeschafft - aber damit wurde der Rassismus nicht entwurzelt. Den Krieg nicht mehr zu lernen, heißt zuerst einmal, den Geist des Krieges in uns Menschen zu entlarven, die Lust an der Macht, die in jedem von uns steckt. Das heißt, sich die Gebote Gottes ins Herz schreiben zu lassen (vgl. Ezechiel 36,26-27). Es heißt darüber hinaus, „sich vom Bösen abzuwenden und das Gute zu tun, den Frieden zu suchen und ihm nachzujagen“ (Psalm 34,15 und 1. Petr. 3,11). Zum „Frieden suchen“ gehören viele kleine und große Schritte und nicht zuletzt auch der Mut, anzuecken.

Die Verheißung und die damit verbundene Aufgabe ist zutiefst persönlich, aber sie richtet sich an uns nicht nur individuell. Wir sind als Gemeinden, als Kirchen herausgefordert, uns ihr zu stellen. Fernando Enns sagt immer wieder in seinen Vorträgen: Entweder wird die Kirche Friedenskirche, oder sie ist gar keine Kirche. Die Kirche, das ist zuerst einmal ein internationaler und interethnischer Organismus, der von Menschen gemachte Grenzen überschreitet und ignorieren darf und kann. Sie ist herausgefordert, die politischen Konsequenzen der Bergpredigt zu ziehen, und sich frei zu machen von ihrer konstantinischen Gefangenschaft. Das heißt, dass sie klar Stellung nimmt und den Mut hat, sich vom Staat abzugrenzen, wenn dieser von seinen Bürgern die Teilnahme am Krieg verlangt. Das heißt, dass sie sich nicht mehr in einem ethischen Nebel bewegt, sondern nach dem dritten Weg der Gewaltfreiheit sucht, wenn sie vor dem Scheindilemma steht, mit Gewalt Unrecht zu beheben oder nichts zu tun. Sie ist herausgefor-

dert, einen Lebensstil zu entwickeln, der dem Frieden und der Gerechtigkeit dient. Sie ist herausgefordert, dort zu sein wo Konflikte sind, vermittelnd und heilend. Das tut sie schon ohne großes Aufsehen, und wir bei Church and Peace sind froh über die Friedensdienste unter unseren Mitgliedern, wie zum Beispiel „Eirene“ und „Gewaltfrei Handeln“. Leider sind solche Dienste immer noch keine Selbstverständlichkeit in den Kirchen, sie sind klein und finanziell oft in prekärer Lage. Die Kirche ist herausgefordert, den Mächtigen die Wahrheit zu sagen (speaking truth to power, wie die Quäker es sagen würden). Sie ist herausgefordert, nicht zu zögern, eine Kontrastgesellschaft zu werden, denn gerade solche Gruppen mit starken Überzeugungen sind Katalysatoren von gesellschaftlichen Veränderungen, wie zum Beispiel der Abschaffung des Krieges. Die heutige Kirche steht vor denselben Optionen wie damals Jesus: In den 70er und 80er Jahren war die Option der gewaltsamen Befreiung mehr im Vordergrund als heute. Doch die Anpassung und die Zusammenarbeit mit der Macht, der äußere Rückzug oder der Rückzug in die Innerlichkeit, sind weiterhin aktuell. In dem Dialog mit den Kirchen treffen wir immer wieder auf Argumente, die uns abhalten sollen, zu glauben, dass Jesus wirklich meinte, was er sagte. Es heißt zum Beispiel: „In einer nach wie vor unerlösten Welt“ lässt sich mit den Maßstäben der Bergpredigt keine Politik machen. Ich glaube nicht, dass die Welt in der Jesus lebte und wirkte, erlöster war als unsere. Es ist meine Hoffnung, dass die Kirchen den Mut haben, sich von der Bedeutungslosigkeit wegzubewegen, auf die sie zusteuern. Wie anders könnte dies geschehen, als dadurch, dass die Kirchen sich für die Option, die Jesus damals wählte, entscheiden?

Zur Vertiefung kann die Church and Peace-Webseite konsultiert werden, insbesondere 3 Artikel: (1) „Von der Gewalt im Ersten Testament zur Gewaltlosigkeit im Neuen Testament“, Sr. Albertine, Kommunität Grandchamp, 2004 (2) „Er hat die Feindschaft getötet“ – Beitrag zu einer Theologie der Versöhnung, Marie-Noëlle von der Recke, Dezember 2000 (3) „Denn wir kämpfen nicht gegen Fleisch und Blut ...“ (Eph. 6,12), Dr. Peter Scherle, April 2005 (4) „Pazifismus des Evangeliums“, Neal Blough, 1999 (1989) (5) „Friede, Versöhnung und Gerechtigkeit in der biblischen Überlieferung“, Neal Blough, Mai 2012.

**Vortrag auf der Tagung Anfang Juni 2012 in Bremen unter dem Titel „Den Krieg abschaffen. Annäherungen an ein unerhörtes Thema“. Die Tagung wurde durchgeführt von der Bremischen Evangelischen Kirche; dem Evangeli-*

schen Bildungswerk Bremen; dem Reformierten Bund; dem Internationalen Versöhnungsbund/Deutscher Zweig; der Bremischen Stiftung für Rüstungskonversion und Friedensforschung; Church and Peace und der Stiftung Die Schwelle. <http://www.friedenstheologie.de>

Marie-Noëlle von der Recke ist mennonitische Theologin und Generalsekretärin des Europäischen friedenskirchlichen Netzwerkes „Church and Peace“. Sie lebt mit ihrem Mann Ernst in der ökumenischen Gemeinschaft des Laurentiuskonvents in Schöffengrund, Mittelhessen. Sie ist Mutter von drei erwachsenen Töchtern.



Marie-Noëlle von der Recke

Annäherungen an ein unerhörtes Thema – ein Memorandum zur Weiterarbeit

Den Krieg abschaffen

Vorbemerkung: Diese Zusammenfassung haben wir, die Unterzeichnenden, nach Beendigung der Tagung erstellt. Sie erhebt nicht den Anspruch, die vielfältigen Beiträge der Teilnehmenden angemessen widerzuspiegeln, sondern verfolgt das Ziel, einige wichtige Merkpunkte festzuhalten und für die weitere Arbeit an diesem Thema bereit zu stellen.

Kurt Tucholski: „Man hat ja noch niemals versucht, den Krieg ernsthaft zu bekämpfen. Man hat ja noch niemals alle Schulen und Kirchen, alle Kinos und alle Zeitungen für die Propaganda des Krieges gesperrt. Man weiß also gar

nicht, wie eine Generation aussähe, die in der Luft eines gesunden und kampfesfreudigen, aber Krieg ablehnenden Pazifismus aufgewachsen ist. Das weiß man nicht!“ (Aus der Kurzgeschichte „Die brennende Lampe“)

Wie kommt ein unerhörtes Thema auf die realpolitische Tagesordnung? Was muss gelingen, damit wenigstens die Kirchen die Forderung nach der Abschaffung des Krieges von dem Verdacht befreien, eine Sache von Phantasten zu sein, und entschlossen an die Spitze ihrer Agenda setzen?

Die Bremer Tagung mit mehr als siebzig

Teilnehmenden aus Deutschland und Gästen aus Holland und Großbritannien hat sich zum Ziel gesetzt, dem Ziel der Abschaffung des Krieges, das bereits auf der Internationalen Ökumenischen Friedenskonvokation in Kingston, Jamaika (Mai 2011) breiten Raum eingenommen hatte, sein realtheologisches und kirchliches Gewicht zu verschaffen.

1. Merkpunkte aus den Referaten

Der anglikanische Priester und Quäker Dr. Paul Oestreicher (Brighton) und die Generalsekretärin von Church and Peace, Marie-Noëlle von der Recke (Schöffengrund), beleuchteten biblisch theologische und kirchengeschichtliche Hintergründe des Themas.

1.1. Marie-Noëlle von der Recke erinnerte daran, dass sich die Position, die Jesus zur Gewaltfreiheit eingenommen hat, von den Optionen unterscheidet, die zu seiner Zeit in dem von Römern besetzten Judäa verfolgt wurden. Er verweigert sich dem bewaffneten Befreiungskampf der Zeloten. Er sucht auch nicht die Einsamkeit der Wüste in der Erwartung einer apokalyptischen „Lösung“, wie es die Jünger von Qumran taten. Aber Jesus verweigert sich auch den realpolitischen Anpassungsstrategien der religiösen Führer seines Volkes. Vielmehr vertritt er mit seiner Verkündigung eine radikale Ablehnung aller Formen von Gewalt und bewährt diese Haltung mit seinem Tod am Kreuz. Die Feindesliebe erscheint als die subversive Überraschungsstrategie der Unterdrückten. Die Gemeinde seiner Jüngerinnen und Jünger wird zur Institution der Versöhnung mit universaler Ausstrahlung. „Überwindet das Böse mit Gutem!“ ist nach John Howard Yoder Grundmotiv der „Politik Jesu“ (Vgl.: John H. Yoder: Die Politik des Leibes Christi. Als Gemeinde

zeichenhaft leben. Neufeld Verlag, Schwarzenfeld, 2011).

1. 2. Für Paul Oestreicher ist das Nein Jesu zur Gewalt der grundsätzliche Bezugspunkt für die kirchliche Friedenstheologie und -ethik und prägt auch die christlichen Gemeinden in den ersten Jahrhunderten. Mit der Konstantinischen Wende gewinnt der Unglaube, der die kirchliche Botschaft in die Anpassung an der Mächte einbindet und eine Praxis der mehr oder minder ausgeprägten Mittäterschaft in den kriegerischen Praktiken dieser Welt begründet.

Unter Verweis auf die bedrängende Notlage, welche heute die gesamte Menschheit betrifft, sind Bündnisse gegen die Gewalt nötig. Die Christenheit muss zu einem entschlossenen Nein gegen die kollektive Gewalt kommen, und zwar um ihrer eigenen Glaubwürdigkeit willen. Allerdings sollte sie dabei ihren realpolitischen Einfluss nicht unterschätzen. Sie muss die scheinbare Selbstverständlichkeit der militärischen Traditionen in den verschiedenen Kulturen ebenso aufdecken, wie sie den Ängsten, die den Sicherheitsbestrebungen der Menschen zugrunde liegen, empathisch begegnen muss. Schon in den Kindergärten bekommt das Erziehungsziel, Feinde zu Freunden zu machen, seinen Platz. Auf internationaler Ebene werden militärische Einsätze durch Polizeikräfte ersetzt. Internationale Friedenskräfte müssen aufgebaut werden, damit sie in Krisengebieten eingesetzt werden können.

1.3. Der Genfer Publizist Andreas Zumach stellt die präzedenzlose Situation, in der sich die Menschheit mit der Erderwärmung befindet, in das Zentrum seiner Überlegungen zu den Kriegsgefahren im 21. Jahrhundert. Demnach wird die Verknappung der Ressourcen den eigentlichen Grund für kriegerische Auseinandersetzungen bilden.

Folglich wird die Energiewende (mit dem Ziel: zwei Tonnen CO² pro Mensch im Jahr 2050!) zu einem bestimmenden Friedensfaktor.

Die Religionen sind trotz ihrer Rivalitäten nicht die Hauptverursacher der kommenden Kriege, sondern dienen eher als ideologische Verbrämungen ökonomischer und machstrategischer Interessen. Dagegen bildet die Rüstungswirtschaft ein gravierendes Moment. (Dass sie in Deutschland aus arbeitsmarktpolitischen Gründen unverzichtbar sei, trifft nicht zu; denn trotz der Steigerung der Produktion und des Exports sind in ihr im Vergleich zu 200.000 Arbeitskräften im Jahr 1980 nur noch 80.000 beschäftigt.)

Das Argument, dass die Wahrung der Menschenrechte den Einsatz kriegerischer Mittel (als „ultima ratio“) nötig mache, ist realpolitisch ambivalent, führt zu Doppelstandards und kann ideologisch missbraucht werden. Gleichwohl darf die Orientierung an den Menschenrechten nicht aufgegeben werden darf. Sie können jedoch auf dem Weg kriegerischer Gewalt weder geschützt noch eingeführt werden, sie brauchen den frühzeitigen Einsatz präventiver Kräfte und als ultima ratio, wie jetzt in Syrien, einen Einsatz von Blauhelm-Einheiten, der von allen 5 Veto-Mächten im Sicherheitsrat der UN getragen und von politischen Forderungen begleitet wird.

Zumach beobachtet in der jüngeren Generation ein Nachlassen des Willens zum Frieden und vermutet, dass dafür sowohl das Fehlen persönlicher Erfahrungen als auch die Gewaltgewöhnung durch Computerspiele gewichtige Rollen spielen. Diese Situation sollte nicht durch Aktionen der Bundeswehr ausgenutzt werden. Die Kooperationsverträge mit Schulen sollten daher gekündigt werden.

2. Merkpunkte aus den Arbeitsgruppen und Diskussionen im Plenum

Wenn wir die Forderung einer Rückkehr der Theologie des Friedens in die Kirche als primäres Ziel nennen, ergeben sich daraus eine Reihe von Folgerungen:

Wir stellen das kategorische Nein Jesu zu allen Formen der Gewalt in den Horizont unserer Zeit: Die präzedenzlosen Kriegsgefahren erfordern ein präzedenzloses Umdenken und präzedenzlose Friedensschritte.

Das betrifft die Ebene der persönlichen Einstellungen, die Wahrnehmung der eigenen Verflochtenheit in Gewaltstrukturen und Rüstungszusammenhänge, die Bereitschaft zu konkreten Akten zivilen Ungehorsams, z. B. der Kampagne für eine Zivilsteuer, der Kampagne „Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel“, Aktionen gegen den Verkauf von Panzern nach Saudi-Arabien oder U-Booten nach Israel.

Entscheidende Bedeutung kommt dem Feld der Erziehung zu und damit der Schulung des Bewusstseins, der (vor)schulischen und beruflichen (Weiter)Bildung, einschließlich der theologischen Aus- und Fortbildung. Im Gegenüber zu den vielfältigen Formen der Gewöhnung an Gewalt und Unrecht, der psychischen Abwehrreaktionen („massive denial“) und der Überforderungsgefühle treten die Schulung der Empathiefähigkeit, die Einübung in persönliche Zivilcourage, das Training einer gemeinschaftlichen und solidarischen Widerstandskraft, thematisch akzentuierte zivilgesellschaftliche Kampagnen und Aktionen, etc.

Die Kirchenleitungen stehen vor der Aufgabe, ihre Friedenstheologie und -ethik neu zu formulieren und dann auch zu bewährheiten. (Würde die EKD ihre Friedensdenkschrift „Aus Gottes Frieden le-

ben – für gerechten Frieden sorgen“ von 2007 ernst nehmen, müsste sie den Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr ablehnen!) Ihre ökumenische Geschwisterschaft mit den Kirchen der Welt und ihre Bereitschaft zur interreligiösen Kooperation sind Hilfe und Verpflichtung, was sich in der Arbeit an dem Konzept des „gerechten Friedens“ bereits gezeigt hat. Die Badische Landeskirche arbeitet an einem Positionspapier. Die theologischen Fakultäten müssen herausgefordert werden, die Theologie und Ethik des Friedens wieder stärker in das Zentrum ihrer Arbeit zu rücken.

Ein Kongress zur Problematik der Schutzverantwortung („Responsibility to Protect, R2P) für Juni 2013 in Berlin soll die Positionen bündeln und zuspitzen. Es geht nicht mehr um die Ächtung des Krieges. Diese ist im Grunde durch den Briand-Kellogg-Pakt von 1928 bereits völkerrechtlich festgehalten. Vielmehr geht es um die Abschaf-

fung des Krieges und das heißt um die Abschaffung des Militärs und des militärisch-industriellen Komplexes. Wenn „Weltinnenpolitik“ (C. F. Von Weizsäcker) die angemessene Antwort auf die globale Situation ist, dann wird klar, dass die immer noch benutzte Clausewitz'sche Formel von dem Krieg als der Fortsetzung der (Außen)Politik mit anderen Mitteln antiquiert und kontraproduktiv ist. Darum müssen sich die Kirchen zu Anwälten einer gewaltfreien und zivilgesellschaftlichen Konzeption der Schutzverantwortung machen. Dem dient die Argumentations- und Beschlussvorlage von Michael Held, die auch im Blick auf die 10. Vollversammlung des ÖRK in Busan, Südkorea (Oktober 2013) weiter ausgearbeitet werden sollte.

1.–3. Juni 2012

Gerd Klatt, Geiko Müller Fahrenholz, Martin Warnecke, c/o Andreas-Gemeinde Bremen

Teil der Kampagne „Aktion Aufschrei – Stoppt den Waffenhandel“

Waffenhandwerk schafft nur Unheil

Von Winfrid Eisenberg

Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken.“ *Tanach, Nevi'im, Michah 4, 3–4*

Rede für das Vorkonzert

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde,

die eben gehörte 2750 Jahre alte wegweisende Botschaft aus dem Nahen Osten gilt als die erste schriftlich überlieferte Aufforderung zur Rüstungskonversion.

Wir schlagen allen, die bei Heckler & Koch (HK) arbeiten, entsprechendes in einer zeitgemäßen Version vor: Stellen Sie keine Maschinengewehre und Pistolen mehr her! Legen Sie den Hebel um und bauen Sie Windräder, Wärmepumpen, Blockheizkraftwerke! Entwickeln Sie pfiffige Stromspeicher und andere nützliche Technologien für das schnelle Gelingen der Energiewende! Den Menschen, die nicht bei HK tätig sind, auch uns selbst, empfehlen wir, das Ge-

sprach über den Ausstieg aus der Waffenproduktion mit den HK-Angestellten und ihren Angehörigen zu suchen. Die genannten Konversions-Produkte gefährden niemanden, dienen vielmehr dem Allgemeinwohl, tragen dazu bei, Ressourcenkriege und Atomgefahren zu vermeiden, bremsen den Klimawandel, verbessern die Lebensumstände für die nachfolgenden Generationen.

Wir setzen uns für die Rüstungskonversion ein, indem wir klassische Musik in Form einer Konzert-Blockade mit zivilem Ungehorsam verbinden, um unseren friedlichen Protest unüberhörbar zu machen.

Es gibt viele großartige Werke der klassischen und modernen Musik, die gut zu unserer Aktion passen; bei einem Juni- Probenwochenende in Kassel und jetzt seit drei Tagen hier in Villingen-Schwenningen haben wir z. B. einstudiert:

„Alexanders Fest“ von Georg Friedrich Händel mit dem ergreifend dargestellten Tod des Perserkönigs Darius (Nr. 14) und der Arie „Waffenhandwerk schafft nur Unheil“ (Nr. 17).

„Ach Krieg, Krieg“ von Leos Janacek, der das traurige Schicksal eines jungen Mannes beschreibt, der in den Krieg gezwungen wird und nicht wiederkehrt.

„Ach Krieg, o Unglück, dass wieder Krieg ist, und ich muss dabei sein.“

„Wie eine Taube“, Oratorium des zeitgenössischen Komponisten Ulrich Klan, das er Hrants Dink gewidmet hat. Der Journalist Hrants Dink, christlich-armenischer Bürger der Türkei, setzte sich für die Aufarbeitung des Völkermords an den Armeniern ein; er hatte das Ziel, die Gräben des Hasses zwischen Armeniern und Türken friedlich zu überwinden. 2007 wurde er von fanatischen türkischen Nationalisten ermordet. Der Text von Armin Wegner wird auf Armenisch, Kurdisch und Deutsch

vorgetragen. Die tonmalerisch-bildhafte musikalische Darstellung des armenischen Sprichworts „Wer die Wahrheit spricht, muss immer ein schnelles, ein immer gesatteltes Pferd haben“ ist besonders eindrucksvoll.

Die Waffenherstellung hat in Oberndorf eine lange Tradition. 1811 unterzeichnete König Friedrich I von Württemberg die Gründungsurkunde für die „königlich-württembergische Gewehrfabrik“, die im ehemaligen Augustinerkloster in Oberndorf eingerichtet wurde. Die Produktion von Gewehren lief 1812 an, also vor genau 200 Jahren. Die Brüder Wilhelm und Paul Mauser, Mitarbeiter der königlichen Gewehrfabrik, schwäbische Tüftler, perfektionierten die Gewehre und entwickelten neue. 1872 gründeten sie, ebenfalls in Oberndorf, ihr eigenes Unternehmen, die Gewehrfabrik Mauser, in der zwei Jahre später die königlich-württembergische Gewehrfabrik aufging. Die Mauser-Werke lieferten ihre todbringenden Schusswaffen in alle Welt, Kriege gab es ja reichlich. Nach dem Ersten Weltkrieg verlangte der Versailler Vertrag die Umstellung auf zivile Produktion: Man versuchte sich mit Autos, Nähmaschinen, Webstühlen, Küchengeschirr. Da hat es also schon einmal eine Rüstungskonversion gegeben. Im Nationalsozialismus wandte sich die Firma aber mit Eifer wieder dem viel gewinnträchtigeren Waffenbau zu und expandierte gewaltig. Im Zweiten Weltkrieg hatte Mauser ca. 11.000 MitarbeiterInnen, zeitweise zur Hälfte ZwangsarbeiterInnen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Fabrik demontiert. Sie begann 1956 jedoch erneut mit der Waffenproduktion, nachdem in Deutschland wieder Handfeuerwaffen hergestellt werden durften.

1949 gründeten die ehemaligen Mauser-Ingenieure Edmund Heckler, Theodor Koch und Alex Seidel eine neue Fabrik in Obern-

dorf. Von 1949–1955 wurden bei HK Nähmaschinen, Messinstrumente und Werkzeuge gefertigt, weil Deutschland damals, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, entmilitarisiert war und folglich auch keine Rüstungs-Industrie aufbauen durfte. Da gab es also zum zweiten Mal eine Rüstungskonversion in Oberndorf. HK und Mauser (heute Rheinmetall) stehen sich nahe, sind aber verschiedene Firmen.

1955 begann die Wiederaufrüstung. Kaum hatten die Alliierten die Rüstungsbeschränkungen gelockert, als HK auf den anfahrenden Zug aufsprang und sich wieder der Waffenproduktion zuwandte, dem Metier, das man vor 1945 so gut gelernt hatte. HK war sehr erfolgreich mit den Schnellfeuergewehren G3 (seit 1956) und G 36 (seit 1997), mit denen nicht nur die Bundeswehr, sondern auch Armeen in zahlreichen anderen Ländern ausgestattet wurden.

Wenn wir im Internet bei HK nachsehen, läuft es uns kalt den Rücken herunter. Unmengen von „Kleinwaffen“ aller Art, von der winzigen Pistole bis zum Schnellfeuergewehr, werden gezeigt und angepriesen wie anderenorts Staubsauger oder Kochtöpfe. HK bezeichnet sich gern als „führendes Unternehmen auf dem Gebiet der Handfeuerwaffen“.

Auf den Internetseiten ist nicht die Rede davon, dass es sich bei all diesem „wehrtechnischen Gerät“ um effektive Tötungsmaschinen handelt, „made in Germany“, begehrt in aller Welt, exportiert in 90 Länder, in Lizenz hergestellt in 15 Ländern, darunter Pakistan, Iran, Saudi-Arabien, Mexiko. Der Exporteur und auch der Lizenzgeber kann nicht kontrollieren, wohin die „Kleinwaffen“ weiter verkauft werden, auf welchen Wegen sie in die Arsenale marodierender Milizen und verbrecherischer Banden gelangen. Bei fast allen bewaffneten Konflikten, in internationalen Kriegen, Bürgerkriegen, Banden-

kriegen, wo auch immer auf unserer Erde, tauchen HK-Waffen auf, in der Regel auf beiden Seiten.

In manchen Ländern schießen auch Kindersoldaten mit den relativ leichten, fast rückstoßfreien Schnellfeuer-Gewehren. Bis jetzt sind weltweit über 1,5 Millionen Menschen durch HK-Handfeuerwaffen getötet worden, und alle 14 Minuten kommt ein weiterer dazu. Die „Kleinwaffen“ in ihrer Gesamtheit stellen also die größte Massenvernichtungs-Waffe dar. Die Zahlen der durch HK-Waffen Verletzten und Verjagten, von denen einige dann als traumatisierte Flüchtlinge hier bei uns landen, sind noch viel größer. Diese Flüchtlinge werden meistens in menschenunwürdiger Weise wieder abgeschoben.

Deutschland ist inzwischen nach den USA und Russland das drittgrößte Waffenexportland. Neben Thyssen-Krupp, Krauss-Maffei-Wegmann und Rheinmetall spielt HK dabei eine nicht unerhebliche Rolle. Seit 2002 hat Andreas Heeschen bei HK das Sagen; die Exportpolitik der Firma ist seither aggressiver geworden, berichten ehemalige Mitarbeiter. Ethische und soziale Aspekte sind in der Rüstungsindustrie und in der Rüstungsexport-Politik nicht gefragt, solange es mit dem Profit und der Außenhandelsbilanz stimmt. Der entfesselte Weltmarkt im Rahmen der Globalisierung, der die Armen immer ärmer und die Reichen immer reicher macht, wird wesentlich von der Rüstungs- und der Erdölindustrie angetrieben. Kriege werden in diesem unmenschlichen, ausschließlich profitorientierten kapitalistischen System nicht nur in Kauf genommen, sondern sie sind einkalkuliert oder sogar gewollt, weil sie den Absatz befeuern.

In Oberndorf ist HK der größte Arbeitgeber und Gewerbesteuerzahler. Das macht es schwierig, die ethischen Probleme rund

um die HK-Produkte hier in der Region unvoreingenommen zu diskutieren. Dazu kommt die lange Tradition der Schusswaffenherstellung, mit der wir uns so ausführlich auseinandergesetzt haben, um die Menschen hier besser verstehen zu können.

Mit klassischer Musik die Tore einer Waffenfabrik zu blockieren, um die dort Beschäftigten von ihrer Arbeit fernzuhalten, ist etwas ganz und gar Unerwartetes. Wir wollen die HK-MitarbeiterInnen aber nicht nur am Zugang zur Waffenherstellung hindern, sondern auch mit unserer Musik erfreuen und gleichzeitig anregen, über Rüstungskonversion nachzudenken, Verantwortung zu übernehmen und den Bau von Tötungsgeräten zu beenden.

Unser Protest richtet sich also nicht nur gegen den Export der „handlichen“ Mordwerkzeuge – sei es in „richtige“ oder „falsche“ Hände –, sondern ebenso gegen die Waffenproduktion.

Übrigens unterstützt die IG Metall den Konversionsgedanken. Herr Bühl, der „Wehrtechnik-Experte“ dieser Gewerkschaft, sagte kürzlich in einem Interview, angesichts der aufgrund der Finanzkrise sinkenden Verteidigungshaushalte werde die „Wehrtechnik in Europa schrumpfen“. Deshalb müsse dringend über Konversion nachgedacht und diskutiert werden.

Wir wünschen uns, dass die nun fällige dritte Oberndorfer Rüstungskonversion von allen, die hier leben und arbeiten, freiwillig und unumkehrbar organisiert wird. Wir trauen ihnen das zu. Bei HK arbeiten hoch spezialisierte Dreher, Mechanikerinnen, Metallbauer, Konstrukteurinnen, Ingenieure, Erfinderinnen, Tüftler, die ihre Fähigkeiten sicher lieber für die eingangs erwähnten Zukunftstechnologien als für den Bau immer effektiverer Waffen einsetzen wollen. Wir ermutigen sie dazu. Wir möchten die Werkangehörigen gern persönlich erreichen, ob

sie nun in der Führungsetage sitzen oder an der Werkbank stehen.

Die Lebenslaute gibt es seit 1986; die erste Musikblockade fand in Mutlangen statt. Jedes Jahr steht eine große Konzert-Aktion an einem lebensbedrohenden Ort auf dem Programm, beispielsweise auf einem Truppenübungsplatz, vor einer Atomanlage, einem Abschiebegefängnis oder jetzt, genau morgen früh um 10 Uhr, am Tor einer Waffenfabrik. Mit den grundsätzlich gewaltfreien Aktionen zivilen Ungehorsams in Kombination mit klassischer Musik suchen wir die politische Auseinandersetzung. Wir bereiten die Konzertaktionen gemeinsam vor und treffen die erforderlichen Entscheidungen basisdemokratisch.

Mit lokalen Initiativen arbeiten wir eng zusammen. Für die vielfältige Unterstützung bei der Vorbereitung dieser Aktion bedanken wir uns herzlich bei den Mitgliedern der „Aktion Aufschrei-Stoppt den Waffenhandel“, der DFG-VK (Deutsche Friedensgesellschaft – Vereinigte KriegsdienstgegnerInnen), der IPPNW (Internationale Ärzte zur Verhütung des Atomkriegs/Ärzte in sozialer Verantwortung) und der Kontaktstelle für traumatisierte Flüchtlinge „Refugio Villingen-Schwenningen“.

Unser musikalischer Besuch bei HK hat besonders viele Teilnehmer aktiviert: Wir sind weit über hundert, wir kommen aus allen Teilen der Republik. Was uns eint und zur Gruppe Lebenslaute zusammenführt, ist die Lust, gemeinsam zu musizieren, mit der Musik am ungewöhnlichen Ort ein starkes Zeichen zu setzen für Frieden, gegen Krieg, für die Menschenrechte, gegen Diskriminierung, und die Bereitschaft zu „musikalischen“ Aktionen zivilen Ungehorsams.

Der Lebenslaute-Aufruf zum musikalischen Besuch bei HK mit unseren Forderungen, mit Zeitangaben, Kontaktadressen und Spendenkonto lag aus.

Lebenslaute-Aktion 2012 bei Heckler & Koch, Oberndorf/Neckar

Das Netzwerk Lebenslaute (www.lebenslaute.net) ist eine offene Gruppe musikbegeisterter Menschen, die klassische und moderne Musik mit zivilem Ungehorsam verbinden, um auf diese ungewöhnliche Weise unüberhörbar gegen Lebensbedrohungen zu protestieren und politisch wirksam zu werden.

Jedes Jahr im Januar treffen sich die Lebenslaute-Leute, um zu beraten, an welchem Ort die große Jahresaktion stattfinden soll. 1986 fing es in Mutlangen an. In den letzten Jahren machten die Lebenslaute ihre „musikalischen Besuche“ in Gorleben (2009), auf dem Truppenübungsplatz Altmark (2010) und am Kriegsflughafen Leipzig/Halle (2011). Es hat auch schon Jahresaktionen gegen Abschiebungen und Rassismus, gegen Gentechnologie und Giftmülltransporte gegeben. In diesem Jahr fiel die Wahl auf die „Kleinwaffen“-Fabrik Heckler & Koch in Oberndorf. Dieses Lebenslaute-Ziel hat besonders viele Teilnehmer aktiviert: Das Probenwochenende vom 15.–17. Juni in Kassel war von ca. 80 MusikerInnen besucht, in Villingen-Schwenningen (VS) nahmen vom 30.8.–3.9. und bei der eigentlichen Aktion am 3.9. in Oberndorf über 100 teil, vorwiegend Laien-, aber auch einige BerufsmusikerInnen.

Das Programm der Probentage war jeweils dicht gefüllt mit getrennten Chor- und Orchesterproben, gemeinsamen Proben, Plenum- und Bezugsgruppen-Sitzungen zur Aktionsplanung; es gab ein dreistündiges Aktionstraining mit Einüben gewaltfreien Widerstands und eine fachkundige Einführung in die juristischen Aspekte unseres Blockade-Plans. Zeit für persönliche Gespräche hatten wir nur in den Essenspausen.

Die Proben fanden im evangelischen Gemeindezentrum der Pauluskirche Schwenningen statt, das Essen wurde in der katholischen St. Franziskusgemeinde in Schwenningen (10 Minuten Gehweg von der Pauluskirche) zubereitet und eingenommen, das Vorkonzert am Sonntag, 2.9., 17 Uhr konnten wir in der evangelischen Markuskirche Villingen aufführen. Es waren also drei gastgebende Gemeinden beteiligt und solidarisch mit unserer Aktion.

Parallel zu den Lebenslaute-Proben und -Sitzungen tagten immer wieder auch die UnterstützerInnen, um alle Einzelheiten für die Aktion am Montag, 3.9. zu diskutieren und vorzubereiten. Dazu gehörten Einzelpersonen wie der IPPNW-Arzt Ernst-Ludwig Iskenius („Elu“), auf dessen Vorschlag die Heckler & Koch – Aktion überhaupt zustande kam, und viele andere. Mit entscheidend für das Gelingen der gesamten Aktion war das Mitwirken einiger fachkundiger Gruppen: Netzwerk ZUGABe (Ziviler Ungehorsam – Gewaltfreie Aktion – Bewegung), sehr erfahrene Fachleute für detaillierte Aktionsplanung, deeskalierenden Umgang mit der Polizei und Widerstandstraining; von der „Bewegungsstiftung“ unterstützte juristische Begleiter und Berater; und nicht zuletzt die Freiburger „Volxküche Maulwürfe“, sehr engagierte junge Köche, die alle TeilnehmerInnen mit köstlichen veganen Speisen versorgten, auch „außer Haus“ am Abend nach dem Vorkonzert, am Blockadetag vor dem Haupttor von Heckler & Koch und beim Abschlusstreffen nach der Blockade, vor der Abreise: Alles hervorragend organisiert und reibungslos ausgeführt.

Im Vorkonzert, das gleichzeitig die Generalprobe für das Blockadekonzert war, konnten wir zeigen, ob und wie es dem zuvor nicht aufeinander eingestimmten Orchester und dem großen, „bunt zusammen

gewürfelten“ Chor gelungen war, in drei Tagen das anspruchsvolle Programm einzustudieren.* Unter der Leitung von Eva Itzlinger (Orchester und Gesamtleitung) und Gerd Büntzly (Chor) war ein sehr guter Klangkörper entstanden, der die klassischen und modernen, für den Besuch bei Heckler & Koch passend ausgewählten, Musikstücke überzeugend zu Gehör brachte. In mehreren Etappen wurden Redebeiträge eingeschoben, in denen wir unsere Aktion begründeten, die Geschichte und die todbringenden Produkte der Waffenfabrik Heckler & Koch beschrieben und schließlich auch die Gruppe Lebenslaute vorstellten. Die Markuskirche war fast voll besetzt, das Publikum applaudierte begeistert und lang anhaltend.

Vom 30.8.–2.9. hatte es in VS fast immer geregnet, der Himmel war grau. Gegen Ende des Vorkonzerts schien plötzlich die Sonne mit großer Kraft durch die Kirchenfenster auf die Musizierenden, so dass wir hoffen konnten, am Folgetag in Oberndorf nicht im Regen zu stehen.

So war es dann auch. Der Montag entwickelte sich zu einem strahlenden Spätsommertag. Die Konzert-Blockade am Haupttor von H & K hatten wir für 10–12 Uhr angekündigt. Wir waren aber unangekündigt schon um 4.45 Uhr da und blockierten mit musikfähigen Gruppen alle fünf Tore des weitläufigen Werksgeländes. Alle TeilnehmerInnen hatten sich um 3.45 auf einem etwas abgelegenen Parkplatz in der Nähe von Rottweil getroffen. Es lag eine prickelnde, geheimnis- und erwartungsvolle Stimmung in der Luft. Die für die einzelnen Tore („Bühnen“) vorgesehenen Gruppen fanden sich zusammen und verteilten sich auf 5–10 PKWs. Um 4.15 h begaben sich fünf Konvois, jeweils mit einem Ortskundigen („Scout“) am Steuer des ersten Fahrzeugs, auf die Reise nach

Oberndorf in die Nähe der H&K-Tore. Die letzten Etappen wurden zu Fuß zurückgelegt. Unvergesslich diese Situation: 25 Menschen mit Kontrabass, Celli, Geigen, Notenständern, Klappstühlen, Rucksäcken und Taschen in dunkler Nacht; im Schein der Stirnlampen den Weg suchend über Straßengraben und Leitplanke, durch nasses Gras eine steile Böschung hinauf, über einen leeren Parkplatz hinüber zum beleuchteten Fabrikgelände. Und dann standen wir plötzlich und unbehindert vor dem großen Tor, packten Instrumente, Stühle, Noten aus und begannen mit dem Schütz-Choral „Wohl denen, die da wagen ein Nein zur rechten Zeit“, dessen ursprünglichen Text („Wohl denen, die da wandeln ...“, Cornelius Becker, 1602) Gerhard Schöne 1991 zu Friedens- und Widerstandsversen umgedichtet hat.

Kurz nach 5 begann der Schichtwechsel. Es gelang, die Werksangehörigen am Zugang zu ihrer Arbeit zu hindern. An den vier Nebentoren kam niemand heraus oder hinein. Am Haupttor gab es aber neben dem eigentlichen Zugang eine Personaltür, die geöffnet wurde. Um zu dieser Tür zu



Konzert-Blockade mit Plakaten

gelingen, mussten sich die MitarbeiterInnen zwischen den OrchestermusikerInnen und den ChorsängerInnen hindurch zwingen. Um Aggressivität und Rangeleien zu verhindern, verzichteten wir auf eine Schulter-an-Schulter-Menschenkette. Vor der Tür nahmen zwei Firmen-Herren Aufstellung, vermutlich vom Werksschutz, die mit eindeutigen Gesten auf die sich durch unsere Reihen arbeitenden Werksangehörigen Druck ausübten: Sie sollten unsere Handzettel nicht annehmen und sich auf kein Gespräch einlassen.

Die Polizei war präsent, verzichtete aber auf restriktive Maßnahmen. Der Einsatzleiter hatte sich offenbar gegen „Räumung“ entschieden, was er im Gespräch mit unseren juristischen Beratern andeutete. Unsere Transparente konnten wir ungestört am Tor und an den die Fabrik eingrenzenden hohen Zäunen ringsum anbringen. Um 5.30 Uhr richtete ein ankommendes Polizeifahrzeug seine Scheinwerfer genau auf den großen Scherenschnitt mit den aus einem Hubschrauber kletternden, übergroße H&K-Maschinengewehre tragenden (Kinder-?) Soldaten. Fünf Minuten lang leuchtete das eindrucksvolle Transparent polizeilich hell angestrahlt in der noch stockdunklen Nacht. Trotz der zunächst erkennbaren Zurückhaltung der Polizei schien es gegen 7 Uhr gefährlich zu werden, als eine Gruppe von 20 martialisch gerüsteten Sondereinsatzkommando-Beamten neben uns Stellung bezog. Breitbeinig standen die Herren da, mit Schutzhelm und hochgeklapptem Visier, Schlagknüppeln und Pistolen bewaffnet, bedrohlich und Furcht erregend. Wir fragten die beiden in der ersten Reihe Stehenden, warum sie denn angesichts unserer friedlichen Musikdemonstration eine derartige Ausrüstung angelegt hätten. Die knappe Antwort: „Das werden wir noch sehen.“ Zu unserer Überraschung machte

die Einheit nach 10 Minuten auf dem Absatz kehrt; die Beamten gingen im Gänsemarsch auf dem schmalen Kiesstreifen unmittelbar neben der Hauswand zum Personaleingang und verschwanden in der Fabrik. Etwa 1 ½ Stunden später erschienen sie einzeln oder in kleinen Gruppen „abgerüstet“ wieder im Freien. Vermutlich hatte irgend jemand befürchtet, wir würden über den Zaun klettern und Sachbeschädigungen vornehmen wollen; erst als man sich überzeugt hatte, dass wir stundenlang „nur“ musizierten und dabei das Tor blockierten, war offenbar der Befehl gegeben worden, die Kampfmontur abzulegen.

Disput mit der Polizei entstand aber doch noch, und zwar zunächst über das Toilettenhäuschen, das unsere ZUGABE-Unterstützer nahe am H&K-Personaleingang positioniert hatten. Der stellvertretende Einsatzleiter verlangte mit Nachdruck, das Häuschen an eine Stelle außerhalb des Firmengeländes zu bringen, ca. 300 Meter vom Tor entfernt. Er werde nach 15 Minuten wieder kommen und sich von der Ausführung seiner Anordnung überzeugen. Wir teilten ihm höflich mit, dass bei den Lebenslauten Entscheidungen basisdemokratisch in Bezugsgruppen getroffen würden, was etwas länger dauern könne. So unterbrachen wir die Musik und diskutierten in den Bezugsgruppen eingehend über die mobile Toilette. Die einhellige Entscheidung lautete, das Häuschen solle da bleiben, wo es sich befand. Der Beamte kehrte erst nach einer Stunde zurück, war empört darüber, dass die Toilette unverändert neben dem H&K-Eingang stand, forderte aber nicht mehr, sie wegzuschaffen. Über diese Episode mit den in den Bezugsgruppen ausgetauschten Argumenten und dem zähneknirschenden Beidrehen der Polizei konnte man einen lustigen Sketch schreiben.

Ähnlich verlief es mit der Aufforderung,

wenigstens an einem Tor den Straßenzugang freizugeben, damit Versorgungsfahrzeuge auf das Werksgelände fahren könnten. Unsere Bezugsgruppengespräche ergaben in diesem Fall, dass wir in einer Notsituation (Feuerwehr, Notarzt, Krankenwagen) selbstverständlich sofort eine Zufahrt freigeben würden, dass aber der Brötchen-Nachschub für die H&K-Kantine für uns kein überzeugender Anlass sei. Auch diese Forderung der Polizei wurde nicht noch einmal erhoben.

Um 9 Uhr beendeten wir die Blockade der Tore 2–5; nun versammelten sich alle am Haupttor. Die „Volkküche Maulwürfe“ sorgte für Stärkung und Erfrischung, die an alles denkenden ZUGABe-Helfer hatten schon früh jede Menge Bänke aufgestellt, so dass die meisten der allmählich ankommenden Besucher während des großen Open-Air-Konzerts sitzen konnten. Pünktlich um 10 begann es mit den Teilen 14 und 18 aus Händels Oratorium „Alexanders

Fest“, aus dem auch das Motto der Aktion („Waffenhandwerk schafft nur Unheil“) stammt.

Bei strahlendem Wetter hatten sich 300 bis 400 Zuhörer eingefunden; die Medien waren da, die Polizei hielt sich jetzt im Hintergrund. Die am frühen Morgen versteinerten Gesichter der Beamten und auch der Werksangehörigen hatten sich jetzt entspannt. Da wir nicht nur ernste, vorwiegend antimilitaristische, sondern auch fröhliche, zum Mitsingen animierende Stücke in unserem Repertoire hatten (Guantanamera, Voices, Schostakowitsch), sah man sogar immer wieder auch lachende Gesichter bei den Ordnungshütern und den H&K-Leuten. Das Konzert dauerte bis 12 Uhr, es war ein voller Erfolg bei bester Stimmung der MusikerInnen und des Publikums.

Nach dem Konzert trafen sich die Lebenslaute-TeilnehmerInnen noch zu einer Abschlussrunde mit anschließendem Mittagessen auf einer Wiese nicht weit vom Blockade-Ort, bevor dann alle die Heimreise antraten. Insgesamt haben wir anstrengende, im gemeinsamen Musizieren und Blockieren aber vorwiegend fröhliche, erfrischende, ja sogar beglückende Tage erlebt.



Das Blockade-Konzert

**Musikalisches Programm:*

- Ulrich Klan: „Wer die Wahrheit spricht“ aus dem Oratorium „Wie eine Taube“, das der zeitgenössische Komponist dem Journalisten Hrnt Dink gewidmet hat. Dieser, christlich-armenischer Bürger der Türkei, wollte die Gräben des Hasses zwischen Armeniern und Türken friedlich überwinden. 2007 wurde er von türkischen Nationalisten erschossen.
- Heinrich Schütz/moderner Friedens-/Widerstands-Text von Gerhard Schöne: Choral „Wohl denen, die da wagen ein Nein zur rechten Zeit“ (ursprünglicher Text „Wohl denen, die da wandeln ... von Cornelius Becker, 1602).

- Franz Schubert: 1. Satz aus der unvollendeten Sinfonie.
- Wolfgang Pasquay: Friedensratorium, Teil III mit einem Text von Bertolt Brecht, Teil IV mit einem Text von Erasmus von Rotterdam.
- Joseito Fernandez: Guantanamera, kubanisches Liebeslied mit einem Text von José Martí. Guajira Guantanamera ist ein kubanisches Mädchen, dessen Name an Guantanamo erinnert.
- Leos Janacek: Ach Krieg, o Unglück. Sehr ergreifend wird das Schicksal des Bauernjungen Janosch musikalisch dargestellt, der in den Krieg gezwungen wird und nicht wiederkehrt.
- Dimitri Schostakowitsch: Walzer Nr. II aus der Suite für Varieté-Orchester.
- Georg Friedrich Händel: Alexanders Fest. Nr. 14: Der erschütternd dargestellte Tod des Perserkönigs Darius. Nr.17: Waffenhandwerk schafft nur Unheil (das Motto unserer Aktion). In der Sopranarie beschwört Alexanders Geliebte den König, mit dem Kriegführen aufzuhören. Nr. 18: Mit dem Jubelchor antwortet das Volk auf Alexanders Einwilligung, zumindest „vorübergehend“ keine weiteren Kriege zu führen.
- Wolf Brannasky (Musik) / Wolfgang Spielvogel (Text): Immer mehr Land. Das eindringlich-monotone Stück macht die banalen imperialistischen Kriegsursachen deutlich: Immer mehr Land und immer mehr Wüste und immer mehr Reichtum und immer wieder mal Krieg.
- Gruppe Chumbawamba: Voices, that's all. Das Lied bezieht sich auf das Ende des 1. Weltkriegs und auf die beiden damals aktiven Friedenskämpfer Siegfried Sassoon und Wilfred Owen.
- Zugabe: Heinrich Schütz: Wie nun, ihr Herren, seid ihr stumm, dass ihr kein Recht könnt sprechen? Psalmlied nach Psalm 58, Text von Cornelius

Herford, den 18. September 2012

Winfrid Eisenberg, Dr. med., Kinderarzt, geb. 1937, ist in seinem Ruhestand aktiv bei der IPPNW (Internationale Ärzte gegen den Atomkrieg/Ärzte in sozialer Verantwortung) und dem Arbeitskreis Flüchtlinge/Asyl



Winfrid Eisenberg

Eine Glosse

Friedensnobelpreise, Auslandseinsätze und menschliche „Kollateralschäden“

Von Elmar Klink

Das norwegische Nobelpreiskomitee hat sich wie im Fall des obersten US-Kriegsherrn, Barack Obama, bei der Vergabe des Friedensnobelpreises erneut nicht mit Ruhm bekleckert. Die

Wahl in diesem Jahr fiel auf eine EU, von der einige Mitgliedsstaaten in entfernten Ländern Krieg führen und die ökonomische Knebelbedingungen gegen die Ärmsten im eigenen Haus durchsetzt. Man sollte den mittlerweile ziemlich auf den Hund gekommenen Preis vielleicht passender

umbenennen in sein genaues Gegenteil: Kriegsnobelpreis. Krieg ist Frieden, Freiheit ist Sklaverei, Unwissenheit ist Stärke, heißt es neusprachlich in George Orwells düsterer Utopie „1984“.

Im Oktober 2012 sendete die ARD die eindrucksvolle deutsche Spielfilm-Produktion „Auslandseinsatz“ (Regisseur Till Endemann, Autor Holger Karsten Schmidt) über eine missglückte Operation eines zivil-militärischen Bundeswehreininsatzes in der Nähe des eigenen Stützpunktes bei Feizabad im Nordosten Afghanistans. Da sieht man schwer bewaffnete Bundeswehrsoldaten beim fröhlich-freundschaftlichen Mörtelrühren und Maurern, um ein von einer NATO-Drohne zerstörtes Schulgebäude wieder instand zusetzen. Welch eine überaus sinnvolle Aufgabe für eine Armee im Einsatz! Eine versprengt wirkende deutsche Aufbauhelferin, verummumt in weiblicher Landestracht, hält als einzige Vertreterin einer Nichtregierungsorganisation (NGO) vor Ort die Stellung. Zwischen der gutwillig handwerkelnenden Bundeswehrtruppe und dem skeptischen Dorfältesten hin und her schwankend, scheint sie nicht so genau zu wissen, wie ihr geschieht. Die deutschen Soldaten wissen's bald auch nicht mehr, da ihr Standortvorgesetzter, ein sich moderat gebender Hauptmann, die eigenen Leute nicht rechtzeitig informiert

über eine plötzlich zeitgleich laufende Aktion der US-Delta Force (Spezialeinheit der US-Armee) gegen die Taliban auf einem Hügel in unmittelbarer Nähe des Dorfes.

Es kommt, wie's kommen muss: Unter den deutschen Zeitsoldaten entsteht allmählich Frust und Streit, ob und wie man den Dorfbewohnern gegen die Taliban, entgegen der eigenen Direktive strikter Nichteinmischung (als Besatzer!) in die Dorfangelegenheiten, dennoch helfen soll und muss. Die Taliban hatten einem jungen Mädchen zur Strafe ein paar Finger einer Hand abgehackt, weil sie sich die Nägel lackiert hatte. Man erfährt, dass das junge Mädchen gerne nach Kabul gehen würde, um dort einen richtigen Beruf zu erlernen, die Taliban wollen das aber nicht zulassen. Sie erpressen mit ihr als Faustpfand die Dörfler, für sie Drogenfelder anzulegen. Zur selben Zeit wird bei dem parallelen US-Einsatz einer der Söhne des Ältesten als Unbeteiligter getötet und als „Kollateralschaden“ verbucht. Der junge Oberfeldwebel zeigt sich seiner enormen Verantwortung bald kaum noch gewachsen und hat seinen Haufen schließlich nicht mehr im Griff. Einer seiner untergebenen Soldaten, ein Deutsch-Afghane, der auch als Übersetzer fungiert, setzt sich nachts auf eigene Faust ab und gerät zusammen mit der deutschen Helferin und der jungen Afghanin in die Hände der Taliban. Das Bundeswehroberkommando will das Krisenspezialkommando (KSK) schicken, aber bis zu dessen Eintreffen würden noch Stunden vergehen. Beim Befreiungsversuch durch die Kameraden werden der Bundeswehrsoldat und die deutsche Frau von Kugeln tödlich getroffen. Das afghanische Mädchen bleibt unverletzt und kommt frei.

Fazit: Der Oberfeld wird wegen schwerer Befehlsmissachtung mit einem truppen dienstgerichtlichen Disziplinarstrafverfah-



Fläschchen Balsam

ren belegt, aus dem Dienst umgehend entfernt und unehrenhaft aus der Truppe entlassen. Sein Standortvorgesetzter, der ihm gegenüber wichtige Informationen zurückhielt bzw. erst nachträglich mitgeteilt hatte, heuchelt ihm bei der Entlassung privat seine höchste Achtung und Respekt für sein mutiges Verhalten entgegen. Ende der Story. Die letzten Szenen zeigen, wie unter Bewachung von ISAF-Truppen die blauen Drogenfelder des Dorfes abgepackt werden und das gerettete afghanische Mädchen nach Kabul in die Schule gehen kann.

Happy Action-End à la Hollywood? Lohnte das die getöteten Opfer? Gewiss, alles nur ein Film, Fiktion mit höchst zweifelhaftem Ausgang. Aber so oder ähnlich durchaus vorstellbar und realistisch, nach allem, was man bei Treffen der Friedensbewegung von zivilen Helfern und Friedenfachkräften über die komplizierte Lage vor Ort zu hören bekommt. Diese haben mitunter angesichts ganz ähnlicher Konflikt- und Zwangslagen das Handtuch geworfen und Afghanistan verlassen. Zerstörte Häuser wieder aufbauen, Wasserleitungen legen, Brunnen bauen etc. – das kann das Technische Hilfswerk viel besser, aber die Menschen wollen eigentlich diese Hilfe von fremden Besatzern gar nicht, die sie vor der Realität des Krieges nur in schwierige Situationen gegenüber den Taliban und örtlichen Warlords bringt. Diese wiederum versuchen, sich durch Einschüchterung und Repressalien Respekt und Geltung zu verschaffen.

Man kann sich gut vorstellen, dass in Wirklichkeit deutsche Soldaten unter dem befehlsmäßigen Druck, sich aus dem zivilen Geschehen vor Ort herauszuhalten, angesichts wahrgenommenen Unrechts und von Schikanen gegenüber der Bevölkerung lieber wegsehen und emotional abstumpfen,

als sich moralisch im Zugzwang zu sehen. Das ist doch die logische Folge solcher unsinnigen Einsätze, wenn Soldaten einerseits schwer bewaffnet und kampfbereit auftreten und gleichzeitig die Wohltäter und Helfer verkörpern sollen, statt Ziviles von Militärischem strikt getrennt zu halten. Die zivil-militärische Kooperation wird von der Bundeswehr aber gerade als wichtig und notwendig betont und benutzt, um die eigene militärische Präsenz als selbsterklärte Schutztruppe noch irgendwie zu rechtfertigen. Ein fataler *circulus vitiosus*. In der Friedensbewegung hat sich deshalb die Ansicht längst durchgesetzt, solche kombinierten Einsatzlagen von kampfbereiter Truppe und ziviler NGO-Präsenz abzulehnen. Das Militär kann zudem keinerlei Garantie übernehmen und Sicherheit bieten, zivile Aufbauhelfer und betroffene Bevölkerung wirksam vor terroristischen Übergriffen der Taliban und Schikanen anderer lokaler Milizen zu bewahren. Demgegenüber gehen weitaus kampferprobtere Eliteeinheiten der US-Streitkräfte und britischen Armee bei ihren Operationen weniger zimperlich vor, lassen weniger Skrupel und Rücksicht walten, weshalb es gerade bei ihnen immer wieder zu massiven Fällen „irrtümlich“ getöteter Zivilpersonen, den so genannten „menschlichen Kollateralschäden“ kommt. Das wird durch diese fiktive Filmhandlung im Unterschied noch mal deutlich.

Diskussionen hervorrufen wird dieser Film und seine Problematik in den bürgerlichen Medien freilich kaum, die es sich zur stillen Pflicht gemacht haben, zu solchen kontroversen Themen eher zu schweigen. In der jüngsten TV-Runde „Anne Will“ zur 10-jährigen Bilanz des Einsatzes der Bundeswehr in Afghanistan, wurde in Anwesenheit des Bundesverteidigungsministers wenigstens kritisch hinterfragt, ob

es überhaupt angemessen und vertretbar ist, Oberst Klein, den verantwortlichen deutschen Befehlshaber des Kunduz-Massakers, bei dem es bei der Zerstörung von zwei Tank-LKWs aus der Luft mutmaßlich zu 140 getöteten Zivilisten, Alte, Frauen, Kinder, gekommen ist, noch zum General zu befördern, wie unlängst geschehen. Der einzige in der Gesprächsrunde, der sich deutlich dagegen aussprach, war der sicherheitspolitische Sprecher von B'90/Die Grünen, Omid Nouripour.

*Elmar Klink,
Jg. 1953, Kriegsdienstverweigerung 1971, Zivildienst 1976/77 im Sozialen Friedensdienst*

(SFD), Studium der Sozialarbeit und Sozialwissenschaften, verschiedene Erwerbstätigkeiten als Drucker und Bildungsreferent, bis Ende 2008 Verwaltungs- und Beratungstätigkeit bei der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kriegsdienstverweigerer (EAK), aktiv in gewaltfreien Aktionsgruppen und in der Friedensbewegung, Mitarbeit im Redaktionsbeirat von CuS



Elmar Klink

20. Jahrestag des Pogroms von Rostock-Lichtenhagen

Rassismus wird von der herrschenden Klasse gemacht!

Von Daniela

Im August 2012 jährte sich zum 20. Mal der rassistische Brandanschlag auf das Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen, in dem 1992 die Zentrale Anlaufstelle für Asylbewerber(innen) für Mecklenburg-Vorpommern und ein Wohnheim für Vietnames(innen) untergebracht war. In Gedenken an dieses Pogrom fand eine Reihe von Veranstaltungen aller politischen Richtungen statt.

Besonders beeindruckend war die große Kundgebung des VVN-BdA auf dem Marktplatz mit 1.500 Antifaschist(inn)en, bei der eine Kopie der von Beate Klarsfeld und ihrer Gruppe „Söhne und Töchter der deportierten Juden Frankreichs“ entworfenen Gedenktafel am Rathaus angebracht wurde. Eine Kopie deshalb, weil die originale Tafel

1992 unmittelbar nach dem Anbringen am Rathaus wieder entfernt und von der Polizei beschlagnahmt worden ist. Im Anschluss an die Kundgebung fand eine ebenso beeindruckende Demonstration durch das Plattenbaugebiet Rostock-Lichtenhagen mit 6000 Antifaschist(inn)en statt, die vom bundesweiten Bündnis „20 Jahre nach dem Pogrom – das Problem heißt Rassismus“ organisiert worden war.

Das von der Stadt getragene Bündnis „Lichtenhagen bewegt sich“ bot Ausstellungen, Podiumsdiskussionen zum Thema Zuwanderung und Integration und musikalische Veranstaltungen an. Dazu zählte auch eine Fahrrad-Sternfahrt, die von dem vom DGB gegründeten Bündnis „Bunt statt braun“ organisiert worden war. Die Rostocker Kultursenatorin hatte sich eine ganz besondere Aktion ausgedacht: Sie

pflanzte in unmittelbarer Nähe zum Sonnenblumenhaus eine deutsche Eiche. Kaum gepflanzt, bot die deutsche Eiche überall in der Stadt Anlass zu Spott und Missbilligung. Allseits wurden Wetten geschlossen, dass die Eiche die Dauer von einer Woche nicht überstehen würde. Und so kam es: Die „Arbeitsgruppe Antifaschistischer Fuchsschwanz“ sägte sie 3 Tage später in einer nächtlichen Aktion kurzerhand ab. In ihrer Presseerklärung hieß es: „Dieses Symbol für Deutschtümelei und Militarismus ist für Menschen, die 1992 dem Mob in Rostock-Lichtenhagen ausgesetzt waren, ein Schlag ins Gesicht. Auch dass dieser Baum in der Zeit des Nationalsozialismus

Redners in Person des Bundespräsidenten. Er hatte sich in seiner Ansprache für einen „wehrhaften Staat“ stark gemacht, jedoch in keinem Satz das ausgehebelte Asylrecht oder die Situation der Flüchtlinge thematisiert. Als antifaschistische Zuhörer(innen) seiner Rede ihm „Heuchler“ zuriefen und ein Transparent mit dem Slogan „Rassismus tötet“ hoch hielten, setzte Gauck sie mit Neonazis gleich.

Ähnlich taten es die Fraktionen der Rostocker Bürgerschaft: In einer Erklärung zum 20. Jahrestag der Ausschreitungen von Lichtenhagen bekundeten sie, dass sie aus den Ereignissen gelernt hätten, kamen aber keinesfalls zu der Schlussfolgerung, die Wiederherstellung des Asylrechtes zu fordern oder faschistische Umtriebe zu bekämpfen, sondern jeglichen „Extremisten“ (ob rechts oder links) den Platz zu nehmen.

Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, dass es die Antifaschist(inn)en waren, die sich als einzige Kraft dem rassistischen Mob aus Faschist(inn)en und Anwohner(inne)n 1992 in den Weg gestellt hatten und daran erinnern, unter welchen Rahmenbedingungen dies vonstatten ging. Dazu ein Rückblick eines Zeitzeugen:

Rückblick in das Jahr 1992

In den Wendejahren fanden alltäglich Übergriffe von Faschisten vor dem Hintergrund einer massiven rassistischen Hetze seitens der politischen Eliten und der Medienöffentlichkeit statt, die sich vor allem gegen die Einreise von Migrant(inn)en richtete und auf die Abschaffung des Grundrechtes auf Asyl ausgerichtet war. So brachte DER SPIEGEL auf der Titelseite ein überfülltes schwarz-rot-gold-gestreiftes Boot und den Schriftzug „Flüchtlinge Ausländer Asylanten – der Ansturm der Armen“; die FAZ sprach in ihrer Ausgabe vom 8.11.1991 von Asyl-Touristen; die BILD-Zeitung dra-



Kundgebung vor dem Rathaus

als so genannte Hitlereiche gepflanzt wurde, macht ihn unvertretbar. Dass ausgerechnet Joachim Gauck, der Sarrazin einen mutigen Mann nennt und der Meinung ist, das Wort Überfremdung sei legitim, auf einer der Veranstaltungen reden durfte, zeigt für uns, wie fehlerhaft und falsch der momentane Ansatz einer offiziellen Aufarbeitung in Rostock ist.“

Die Unfähigkeit der Aufarbeitung des Pogroms zeigte sich nicht nur in der missglückten Auswahl der Baumart, sondern auch in der missglückten Auswahl des

matisierte mit „Fast jede Minute ein neuer Asylant – die Flut steigt, wann sinkt das Boot?“ (2.4.1992), um nur einige Beispiele zu nennen. Diese Hetze stieß bei der Bevölkerung auf einen viel zu großen Resonanzboden. Spätestens nach dem Pogrom von Hoyerswerda im September 1991 eskalierten im gesamten Osten die Angriffe auf Migrant(inn)en und ihre Unterkünfte, auch in Rostock.

Die ersten Vorböten der Ereignisse im August tauchten im Frühsommer auf. Unter dem Motto „Rostock bleibt deutsch“ wurden ca. 100.000 Flugblätter in Rostock verteilt, mit denen massiv gegen Migrant(inn)en gehetzt wurde. In der Woche vor Beginn des Pogroms tauchten die ersten Meldungen, u.a. von einer „Interessengemeinschaft Lichtenhagen“, in der Ostseezeitung und den Norddeutschen Neusten Nachrichten auf, die einen gewalttätigen „Protest“ vor dem Sonnenblumenhaus ankündigten. Obwohl dies nicht die ersten Ankündigungen und massive Angriffe gegen Flüchtlingsunterkünfte waren, nahm die linke Szene die Ankündigungen ernst und traf die ersten Vorbereitungen. Antifaschist(inn)en nahmen Kontakt zu den Vietnames(inn)en auf und schickten zusammen mit dem Ausländerbeauftragten von Rostock und einer Vertreterin der Initiative für Frieden und Menschenrechte einen Antifa-Vertreter in das Haus. Gleichzeitig sagten sie befreundeten Antifa-Gruppen in Ostdeutschland und Hamburg, mit denen sie gut vernetzt waren, Bescheid, dass ihre Unterstützung in Rostock gebraucht wird. Einige von ihnen sind nach Hamburg und Berlin gefahren, um dort die Leute nach Rostock zu mobilisieren. Schon am Freitagabend/Samstagvormittag trafen die ersten Auswärtigen ein. So richtig vorstellen, was dann passiert ist, konnte sich zu dem Zeitpunkt noch keiner.

Samstag, 22. August 1992

Am Samstag sind das erste Mal Antifas gegen Mittag/frühen Nachmittag nach Lichtenhagen gefahren und trafen auf einen schon massiv aggressiven, mehrere hundert Menschen starken Mob. Die Linken wurden sofort erkannt und mussten sich erstmal zurückziehen. Von da an war klar, dass sich das, was sich vor dem Sonnenblumenhaus abzeichnete, zu einem größeren Angriff auswachsen würde. Das Jugend-Alternativ-Zentrum wurde nun zum Informations-, Koordinierungs- und Mobilisierungszentrum für alle, die aktiv etwas gegen die sich abzeichnenden rassistischen Angriffe tun wollten. Alle linken Orte und Gruppen aus anderen Städten, deren Tele-



Tafel von Beate Klarsfeld

fonnummern bekannt waren, wurden angerufen und aufgefordert, nach Rostock zu kommen, um das beginnende Pogrom zu stoppen. Internet, E-Mails, Handys – das alles gab es damals noch nicht. Alles lief über persönliche Kontakte oder über Festnetz. Ständig kamen Leute an, aus Rostock, Umgebung und aus anderen Städten, um sich zu informieren und aktiv zu werden. Permanent fanden Treffen statt, die Lage wurde diskutiert, Entscheidungen ge-

troffen. Permanent waren Kleingruppen von Antifaschist(inn)en im Nordwesten aktiv, die erfolgreich und unter hohem persönlichen Einsatz zumindest einzelne Neonazis und Rassist(inn)en am weiteren Ausleben ihrer Vernichtungsideologie gehindert haben. Sie wollten aber auch durch eine größere Mobilisierung nach Lichtenhagen das Pogrom stoppen, zumindest in einer größeren Aktion ihnen etwas entgegensetzen. Am Samstagabend waren die Antifaschist(inn)en zumindest soweit handlungsfähig, dass sie eine erste größere Gruppe nach Lichtenhagen schicken konnten, die aber aufgrund der zahlenmäßigen Unterlegenheit nichts ausrichten konnte, da zu diesem Zeitpunkt gerade die Angriffe eskalierten.

Gleichzeitig wurde versucht, Druck auf die Verantwortlichen und die Zivilgesellschaft aufzubauen, um sie zum Handeln zu bringen, leider meist erfolglos.

Sonntag, 23. August 1992

Ab dem Nachmittag war klar, dass es weitergehen, vielleicht schlimmer werden wird. Ständig haben die Antifaschist(inn)en versucht, wieder eine größere, diesmal handlungsfähigere Gruppe zusammenzustellen, die nach Lichtenhagen herausfährt. Zwar war ein nicht unwesentlicher Teil der Antifas erfahren mit Situationen, in denen man einer Überzahl an gewaltbereiten Neonazis gegenüberstand, doch die Zusammensetzung der Aktivist(inn)en war sehr heterogen, das Geschehen zu unübersichtlich, die Erfahrungen zu unterschiedlich. Viele kannten sich nicht. Schließlich ging es im Endeffekt um die Frage, ob man bereit ist, das Sonnenblumenhaus auf offener Wiese militant gegen einen rassistischen Mob von 2000 Schaulustigen und 500 gewalttätigen Neonazis zu verteidigen.

Am frühen Abend fuhren ca. 150 bis 200

Antifaschist(inn)en nach Lichtenhagen und sammelten sich auf der Nordseite des Sonnenblumenhauses. Da sie sich vor Ort nicht schnell genug über das weitere Vorgehen einigen konnten und sie auch relativ schnell von Nazis entdeckt wurden, entschlossen sie sich zunächst, wieder zurückzufahren.

Als in den Abendstunden die Angriffe eskalierten, fuhren sie noch mal heraus, diesmal in einer Gruppe von ca. 300 Leuten und entschlossen, die Nazis zu vertreiben. Es war schon Mitternacht. Vorangegangen waren langwierige Plenarsitzungen, die Diskussion zog sich eine Ewigkeit hin. Dann fuhren ca. 300 Leute, im Autokonvoi, ausgerüstet für jeden Notfall, voller Wut. Geparkt hatten sie bei den Neckermann-Häusern zwischen Lichtenhagen und Lütten Klein. Von dort aus sind sie zu Fuß durch Lichtenhagen gegangen, immer in der Deckung von Hauswänden, ohne einen Laut von sich zu geben – über ihnen kreiste der Hubschrauber. Es war stockfinster. Keiner von ihnen wusste, was sie vor dem Sonnenblumenhaus erwarten würde. Dann, angekommen auf dem großen langen Parkplatz neben der Stadtautobahn, haben sie einen Demonstrationzug gebildet, alle liefen in Ketten. Es ging zügig in Richtung Sonnenblumenhaus, voller Wut riefen sie „Nazis raus! Hier kommt die Antifa!“. Umso näher sie kamen, desto schneller wurden sie. Die Nazis und der rassistische Bürgermob stoben auseinander, flüchteten in den Stadtteil hinein oder über die S-Bahn-Brücke und konnten vertrieben werden.

Das Überraschungsmoment war auf ihrer Seite. Auf einmal standen die Antifaschist(inn)en vor dem Sonnenblumenhaus, die ganze Wiese war voll mit Pflastersteinen, beißendem Geruch von brennenden Autos und Mülltonnen in der Luft – Bürgerkriegsatmosphäre. Die Situation war extrem unübersichtlich. Die Linken wussten nicht,

wie viele Nazis und Rassist(inn)en noch da waren und wo sie sich aufhielten. Wie weiter? Was jetzt? Was sollen sie jetzt hier vor dem Sonnenblumenhaus machen? Bleiben? Und wenn ja, was sind die Konsequenzen? Können die alle tragen? Die entscheidenden Fragen konnten sie so schnell nicht beantworten. Die Alternative war, vor dem Haus zu bleiben und weitere Angriffe der Nazis abzuwehren oder eine Demo zu machen und danach weiter zu entscheiden. Nicht verhandelbar war, sich zu trennen. Dazu waren sie zu wenige. Sie zögerten, waren unentschlossen. Ihr Fehler. Die Nazis und die Rassist(inn)en merkten das und kamen langsam wieder. Einige Linke sagten, dass sie auf keinen Fall bleiben wollten, bleiben konnten. Alle entschlossen sich dann dazu, in Bewegung dynamisch zu bleiben, die Demonstration weiterzuführen und nicht vor dem Sonnenblumenhaus stehen zu bleiben.

Sie zogen dann durch Lichtenhagen, kraftvoll und lautstark. Auf der Sternberger Straße kam ihnen eine Hamburger Hundertschaft entgegen, die zunächst an ihnen vorbeifuhr. Sie dachten sich nichts dabei, die Polizei war in den Tagen kein relevanter Faktor. Als sie gerade an ihren Autos ankamen, kehrte die Hundertschaft zurück und kesselte sie ein. Ein Großteil konnte entweichen, doch ca. 60 Antifas blieben hängen und wurden in die Gefangenensammelstelle gesperrt.

Montag, 24. August 1992

Mittlerweile waren noch mehr Leute aus anderen Städten gekommen. Abends erreichte sie die Nachricht, dass die Polizei abgezogen sei und sich die Angriffe auf das Haus verstärkten. Die ZAST war schon im Laufe des Tages unter dem johlenden Beifall der Rassist(inn)en geräumt worden, die Vietnames(inn)en waren aber noch da.

Die Plenarsitzungen zogen sich wieder in die Länge, eine Entscheidung fiel nicht. Zwei von ihnen sind dann mit der Videokamera herausgefahren und haben von der Wiese vor dem Sonnenblumenhaus Aufnahmen gemacht, wie die Nazis das Wohnheim in Brand stecken. Als sie wieder zurückkamen und das Video zeigten, eskalierte die Diskussion. Alle standen dann wieder bei den Autos, wollten nach Lichtenhagen fahren, aber aus irgendeinem Grund nicht als Großgruppe. Gerüchte kursierten, die Verunsicherung war zu spüren, aber auch der Wille, die Nazis zu vertreiben. Letztlich sind sie dann nicht gefahren.

Was in der Nacht passierte, ist bekannt. Die Polizei war abgezogen worden, die Nazis konnten unbehelligt das Wohnheim in Brand setzen. Sämtliche Bewohner(innen) und Unterstützer(innen), die sich im Sonnenblumenhaus aufgehalten haben, konnten sich nur mit Mühe und viel Glück über das Dach retten. Der damalige Landesinnenminister Lothar Kupfer (CDU) kommentierte dies mit menschenverachtendem Zynismus: Es hätte offensichtlich keine Lebensgefahr bestanden, da keiner der Vietnames(inn)en nach der Rettung ärztliche Hilfe in Anspruch genommen hat. Noch in derselben Nacht wurden die Vietnames(inn)en evakuiert.

Soweit der Zeitzeugenbericht. Mit den Ausschreitungen von Lichtenhagen 1992 hatte die CDU-geführte Bundesregierung die SPD so sehr unter Druck gesetzt, dass eine Mehrheit im Bundestag entstand, die die Abschaffung des Asylrechts ermöglichte und konnte damit ihre rassistische Politik erfolgreich durchsetzen.

Doch es bleiben eine Reihe von Fragen: Wie konnte es überhaupt soweit kommen? Wer ist verantwortlich für das Versagen des Staates, für das Versagen der Polizei? Warum fand das Pogrom im Osten Deutsch-

lands statt? Ist Faschismus ein ostdeutsches Phänomen? Was sind die Ursachen des Rassismus? Kommt Rassismus tatsächlich aus der Mitte der Gesellschaft, wie allseits behauptet wird, oder ist es gezieltes Instrument der herrschenden Klasse?

Entstehung des Rassismus

Dazu ein Blick in die Geschichte: Als die Rassen als wissenschaftliche Einteilung der Menschen erfunden wurden, war die Gott zugeschriebene Rechtfertigung des Feudalismus zur Ausbeutung und Unterdrückung von Menschen in Auflösung begriffen. Die moderne bürgerliche Gesellschaft trat mit den Losungen „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ gegen die alte Feudalordnung an. Für die Entwicklung

Menschen konnte nun wissenschaftlich mit den angeborenen Unterschieden begründet werden. Jean-Paul Sartre fasste es wie folgt zusammen: „Weil keiner seinesgleichen ausplündern, unterjochen und töten kann, ohne ein Verbrechen zu begehen, erheben sie es zum Prinzip, dass der Kolonisierte kein Mensch ist.“ Die Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise und mit ihr die enorme Weiterentwicklung der Naturwissenschaften führten zum Entstehen des Rassismus als geschlossenes Weltbild.

Rassismus hat also eine Funktion: er soll eine Erklärung für die sozialen Unterschiede liefern und die arbeitende Klasse spalten, damit die ausgebeuteten Menschen gleich welcher Hautfarbe, Sprache oder Kultur nicht auf die Idee kommen, einheitlich gegen die Ursachen ihrer sozialen Not vorzugehen.

Sozialer Sprengstoff: Privatisierung und Massenarbeitslosigkeit

Diese Gefahr drohte 1992 im Osten Deutschlands. Wie die Situation damals war, beschreibt der Artikel „Lichtenhagen 1992. Ein Erfahrungsbericht“ der Stadtgespräche Nr. 67. Nach der Übernahme der DDR durch die BRD herrschte vielerorts Unruhe. Die Rostocker(innen), etwa von der Neptun-, der Warnow-Werft und dem Überseehafen, standen vor der Privatisierung ihrer Betriebe und vor Massenarbeitslosigkeit. Nach den positiven Erfahrungen der Wende-Zeit, dass Aufbegehren und Zusammenhalt Veränderungen bewirken, nahmen sie auch jetzt kein Blatt vor den Mund. Im März 1991 waren 35.000 Arbeiter(innen) in Rostock auf der Straße. Blockaden des Werft-Dreiecks mit schweren Schiffsschrauben gehörten fast zum Rostocker Alltag. Die Anti-Treuhand-Proteste dauerten eine lange Zeit fort und fanden überall in Ostdeutschland statt. 1991 wurde auf der Nep-



Grenzenlose Solidarität des VVN-BdA

der entstehenden kapitalistischen Wirtschaft, die mit der Ausplünderung der übrigen Welt einherging, wurde eine neue Rechtfertigung gesucht. Die Lösung brachte die Aufklärung, welche die Elemente, Pflanzen, Tiere und Menschen systematisierte und in Kategorien einteilte. Mit dem Erfassen und Sortieren alles Vorhandenen drückte die Wissenschaft die Verwertungsinteressen der Kapitalisten aus.

Die soziale Ungleichheit zwischen den

tun-Werft der Schiffsneubau eingestellt, so dass 1992 ein Großteil der Beschäftigten arbeitslos war. Von den 55.000 Menschen, die vor der Wende in den maritimen Großkombinaten beschäftigt waren, blieben Anfang 1992 noch 22.000 und Ende 1992 nur noch 17.000 Menschen übrig. Die Zahl der registrierten Arbeitslosen in Rostock lag Anfang 1992 bei über 53.000 und damit bei fast 20%. So viele Arbeitslose, die sich auch noch untereinander kannten, waren Basis für soziale Unruhen. Parallel dazu waren Schulbesetzungen an der Tagesordnung, und als im Dezember 1991 der NDR den Jugendsender DT 64 abschaltete, gingen im Januar und Februar 1992 mehrere Wochen jeweils bis zu 5.000 junge Leute in Rostock auf die Straße, um für den Erhalt des Senders zu demonstrieren. Das NDR-Rundfunkgebäude wurde besetzt, die Staatskanzlei in Schwerin attackiert. Nicht zuletzt begährten selbst die Landwirte auf und organisierten Protest vor der Landesregierung.

Die soziale Unruhe, die nach der Wende in ganz Ostdeutschland herrschte und die gekennzeichnet war von Mut und Entschlossenheit der Bevölkerung, gegen die politischen Missstände vorzugehen, stellte für die neue herrschende kapitalistische Klasse eine Gefahr dar. Nur so lässt sich erklären, warum die Zentrale Anlaufstelle für Asylsuchende für Mecklenburg-Vorpommern in die linke Hochburg Rostock, und dort wiederum ausgerechnet in ein Wohngebiet gelegt worden war, das von den Angehörigen der Großbetriebe bewohnt wurde, die am massivsten von Arbeitslosigkeit betroffen waren. Die Wut der Nachwende-Zeit, die Wut über die Privatisierung der Betriebe, übrigens auch des Rostocker Wasserwerkes, die Wut über die Massenarbeitslosigkeit sollte sich nicht länger gegen die Herrschenden und deren Politik richten; die Bevölkerung musste gegenein-

ander aufgehetzt werden. Mit der Inszenierung des rassistischen Pogroms in Rostock-Lichtenhagen 1992 wurde die Bevölkerung, die eben noch eine erfolgreiche Revolution vollbracht hatte, in Deutsche und Ausländer(innen) gespalten und so von den Ursachen ihrer gemeinsamen sozialen Not abgelenkt.

Konsequenzen

Rassismus kommt also keinesfalls aus der Mitte der Gesellschaft, sondern ist eine Erfindung der herrschenden kapitalistischen Klasse und wird als deren Instrument bewusst eingesetzt, um uns, die arbeitende Klasse zu spalten.

Als Sozialistinnen und Sozialisten haben wir die Aufgabe, die oben beschriebene Strategie der Kapitalist(innen) zu entlarven und die arbeitende Klasse zu mobilisieren, um die Ursachen der sozialen Not zu überwinden, die in Ausbeutung und Unterdrückung begründet sind. Dabei darf die Existenz eines rückständigen Teils der arbeitenden Klasse (etwa solche, die auf den rassistischen Zug aufspringen) uns nicht daran hindern, auf die arbeitende Klasse zuzugehen und sie für die revolutionäre Umwälzung der bestehenden Verhältnisse zu gewinnen.



Demonstration durch Lichtenhagen

Setzen wir uns für die Überwindung des Rassismus ein, indem wir auf die Bevölkerung zugehen und sie für die Verwirklichung einer Welt gewinnen, in der alle Menschen, gleich welcher Herkunft, Sprache oder Hautfarbe, Schwestern und Brüder sind, gleichberechtigte, mit gegenseitigem Respekt und Liebe, Kinder der „Mutter Erde“ (Franz v. Assisi) und der

„Heiligen Geistkraft“ (Bibel in gerechter Sprache)!

Der Film „Die Wahrheit liegt/lügt in Rostock“ und der Film „Wer Gewalt sät – von Biedermännern und Brandstiftern“ kann im Internet angesehen werden unter www.lichtenhagen-2012.de, vgl. CuS 3–4/1992, Artikel und Resolution zum Thema

Zur Yad-Vashem-Wanderausstellung

Lernen mit Tolkatchev – mit Kopf, Herz und Hand

Von Christiana Whitelaw

Wie es anfang: Ende 2010 bekam ich die Gelegenheit, die Yad-Vashem-Wanderausstellung „Der Soldat Tolkatchev an den Toren zur Hölle“ nach Bünde zu holen, um ein Ausstellungsprojekt mit meiner Netzwerkgruppe¹ durchzuführen. Die Idee dahinter war, sie als GalerieführerInnen auszubilden, damit sie die volle Verantwortung für die Präsentation der Bilder an die Öffentlichkeit tragen konnten. Das pädagogische Ziel war, den Jugendlichen nicht nur die grauenhafte Realität des Holocaust zu vermitteln, sondern auch ihnen die Chance zu geben, auf der Basis dieses Wissens ohne ein lähmendes Gefühl der Scham selbstständig zu handeln. Es stellte sich jedoch heraus, dass nicht die Jugendlichen allein, sondern vier Generationen der Bünde Bevölkerung an dieser Arbeit beteiligt und davon berührt waren: Wir hatten in 10 Tagen 900 Besucher(innen), die sich intensiv mit den Bildern und miteinander beschäftigten. Bis heute dauern einige Gespräche noch an.



Dialog vor den Bildern

Die Ausstellung: Die Ausstellung ist keine einfache Begegnung mit dem Holocaust, da sie aus Bildern besteht, die bei der Befreiung der Vernichtungslager Majdanek und Auschwitz entstanden, es sind also historische Dokumente, die das Grauen der Todeslager festhalten.

Zum Beispiel „Entweihung der Schönheit“: Hier sieht man, wie der Mensch als Ware für die Nazis galt; die Schülerin, die dieses Bild erklärte, ging auf den Mechanismus der Entmenslichung ein, bevor sie schließlich behauptete, Tolkatchev gäbe den Opfern ein Stück ihrer Menschlichkeit



„Entweihung der Schönheit“

zurück, dadurch, dass er die Gesichtszüge der Frauen sehr zärtlich gemalt habe.

Die künstlerische Kraft von Tolkatchev wird auch deutlich im Bild „Taleskoten“,



Taleskoten

wo das Gebetshemd am Stacheldrahtzaun flattert.

Es ist das einzige Bild ohne Menschen oder Körperteile. Der Mensch, dem das Kleidungsstück gehörte, ist schon ermordet worden. Die zuständige Galerieführerin deckte eine Seite des Bildes zu, um das Düstere des Stacheldrahtzauns zu fokussieren; so merkt man, dass die linke Seite heller wirkt, bis hin zum Horizont, wo das Licht zu schimmern scheint. Die Aussage hier, laut Annika: „Trotz aller Grausamkeit, stirbt der Geist des Judentums nicht. Die Hoffnung lebt.“



Träumer und Philosophen

Bedenken im Vorfeld: Manche KollegInnen waren im Vorfeld skeptisch; sie fragten, ob man Jugendliche heutzutage solchen grausamen Bildern aussetzen sollte. „Die Leichenbergpädagogik“ sei vorbei, man sollte sich lieber auf lebensbejahende Geschichten, z.B. Geschichten über die Retter konzentrieren. Ich kann zustimmen, dass im Erlangen vom Holocaustbewusstsein Widerstand und Rettungen sehr wichtig sind, solange man klar macht, dass diese Fälle in der Minderheit waren. Meiner Meinung nach, wenn man nur diese Seite der

Geschichte betont, würde man den Holocaust minimalisieren und trivialisieren.



Die Befreier sind angekommen

Natürlich bestand die Gefahr, die Jugendlichen könnten von den graphischen Darstellungen der Bestialität überfordert werden, aus dem Grund musste der emotionale Zugang zur Ausstellung sorgfältig vorbereitet werden, bevor die Ausstellung in Bünde landete.²

Ein wichtiger Faktor, der die Lernenden motivierte, war die Persönlichkeit des Künstlers selber, der zur lebhaften Identifikationsfigur wurde. „Es war, als ob er 10 Tage hier im Raum bei uns war“, sagte Sofiya. Und als das letzte Bild nach der Vernissage gepackt wurde: „spaciba bolshoi, Tolkatchev!“

Tolkatchevs Biographie: ein Soldat, Künstler und Jude. Zinovji Tolkatchev, der 1903 in der Stadt Shchedrin in Weißrussland als Sohn eines Metallarbeiters geboren wurde, war eines der ersten Mitglieder des Kom-somol. In den 30er-Jahren arbeitete er an Buchillustrationen, u.a. für Gorki und Sholem Aleichem. Er war ab 1940 Professor für Kunst in Kiew, bis er sich freiwillig zur Roten Armee meldete. Er erklärt seine Motivation so:

„Ich tat, was ich tun musste, ich konnte nicht anders. Mein Herz befahl es, mein Gewissen verlangte es, der Hass auf den Faschismus regierte.“ Die Militärleitung ging allerdings erst gegen Kriegsende, im Herbst 1944, auf seinen Antrag ein; er wurde als offizieller Illustrator beauftragt, die Nazi-Verbrechen festzuhalten. Er erklärt seinen Drang, seinen dokumentarischen Auftrag mit seiner künstlerischen Energie zu verbinden:

„Hass lenkte meinen Pinsel, trieb mich an, die brutale Realität entflammte meine Vorstellungskraft.“

Bei dem Betrachten der Bilder empfanden die SchülerInnen Tolkatchevs Leidenschaft und Zorn, die auch durch die Schriftzüge auf den Bildern zum Ausdruck kommen.

Entsetzt über die Szenen, deren Zeuge er wurde, vertiefte sich Tolkatchev in einem spirituellen Ansturm für 35 Tage nahezu ohne Essen oder Schlaf in das Malen des Zyklus „Majdanek“, damit diese Bilder vor dem 27. November 1944, dem Eröffnungstag des Prozesses gegen die Kommandanten des Lagers Majdanek fertig wurden.

Der Stacheldraht in Majdanek hatte Tolkatchev jedoch nicht auf seine nächste Mission vorbereitet. Ende Januar 1945 begleitete er die Kommission zur Untersuchung von Naziverbrechen nach Auschwitz, buchstäblich nur wenige Stunden nach Ankunft

der Roten Armee im Lager. Da ihm hier genügend Zeichenpapier fehlte, betrat er das einstige Hauptquartier des Lagers und nahm sich Verwaltungspapier, bedruckt mit großen schwarzen Buchstaben:

Kommandantur Konzentrationslager – Auschwitz; I.G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft; der Oberpräsident der Provinz Oberschlesien.

Die Schriftzüge werden so zu einem integralen Bestandteil der Komposition, und das Bild vom Nazi-Unterdrücker erscheint vor unserem inneren Auge. An den Rand der Skizzen fügt er manchmal dicht geschriebene Zeilen mit den Aussagen der wenigen Überlebenden, die im Stande waren, zu sprechen.

Daneben notiert er immer wieder: „erinnern, nicht vergessen“. Das Wissen darum, dass auf diesen Papierstückchen nur wenige Tage zuvor die Befehle zur Vernichtung ausgestellt wurden, lässt uns als Betrachter erschauern.

Tolkatchev kam zu dem Schluss, dass die Überlebenden zwar befreit, dennoch nicht frei waren.

Diese Dimension des Holocaust spürte er in seiner eigenen Seele bis zu seinem Lebensende. Er hatte zwar den Ort Auschwitz verlassen, aber Auschwitz konnte man nicht hinter sich lassen: „Ich konnte mich nicht losreißen von diesem verfluchten Stück Land, das ich hinter mir ließ. Mein ganzer Körper wurde durch stummes Schluchzen gequält.“

Nach dem Krieg wurde Tolkatchev in Polen, den USA und Israel für seine Werke geehrt, und gleichzeitig wurde ihm vom dem Stalinistischen Regime vorgeworfen, er sei „prozionistisch“ und anti-kommunistisch“. Er hatte nie wieder in seiner Heimat beruflichen Erfolg. Tolkatchev starb 1977 in Kiew. Das Wissen, dass der Künstler diese Ungerechtigkeit erfuhr, motivierte

die SchülerInnen „für ihn zu sprechen“, wie sie behaupteten.



Tolkatchev

Warum brauchen wir diese Ausstellung?
Im 12. Jahr des 21. Jahrhunderts gibt es viele Aufrufe, dass es endlich Zeit sei, „das dunkle Kapitel zu schließen“, d.h. endlich mit Erziehung durch Berichte über den Holocaust aufzuhören. Ich bin der Meinung, dass das Kapitel in vielen Hinsichten noch nicht richtig aufgeschlagen wurde, und dass es an der Zeit ist, umzudenken. Die größte pädagogische Herausforderung ist die Tatsache, dass die Generation der Augenzeugen bald nicht mehr leben wird.

Eine Begegnung mit einem Künstler wie Tolkatchev ist ein wertvoller Weg, diese Lücke zu füllen. „Sprich mit einem Zeitzeugen, dann wirst Du selber Zeuge.“ Dieser Ausspruch von Eli Wiesel wurde von meinen SchülerInnen umformuliert: „Betrachte die Bilder eines Zeitzeugen, dann wirst Du selber Zeuge.“

Als langjährige Lehrerin habe ich immer versucht, meine Schülerinnen, so weit wie möglich, sowohl kognitiv als auch mit allen ihren Sinnen in den Lernstoff einzubeziehen.

Dieses Projekt bietet eine Möglichkeit, das Thema Holocaust nach diesem Prinzip zu bearbeiten, denn man kann es auf drei Ebenen (Kopf, Herz und Hand) durchführen:

- Die Ausstellung zeigt die historische Wahrheit über die Befreiung von Majdanek und Auschwitz; dabei erweckt sie ein Bewusstsein dafür, dass es keine wirkliche Befreiung gab, weder für die Überlebenden noch für die militärischen Befreier. Die Überlebenden litten an körperlichen und seelischen Schmerzen für den Rest ihres Lebens. Auch die Befreier, am Beispiel Tolkatchev, konnten Auschwitz nicht hinter sich lassen.
- Man kann zwar den Holocaust nicht wirklich begreifen, aber die Arbeit mit der Ausstellung erzeugt in den Jugendlichen eine Empathie mit den Opfern, dabei lässt sie sie mit den resultierenden Emotionen nicht allein, denn:
- Das Tolkatchev-Projekt befähigt sie, ihre Erkenntnisse und ihr Mitgefühl in eine praktische und philosophische Aufgabe umzusetzen; d.h. von sich aus entwickeln sie eine Methode, die BesucherInnen der Ausstellung in Gespräche ohne Schuldgefühle einzubeziehen, um einen tiefer gehenden Dialog zwischen den Generationen ihrer Stadt zu führen.

Praktische Hinweise: Die Ausstellung besteht aus 27 (1m x 1,10m) Tafeln, 3 großen Informationstransparenten. Man braucht einen würdigen Raum mit 45 laufenden Metern Platz.

- 1 Gruppe Netzwerk ist eine AG am Gymnasium am Markt Bünde, die seit 1999 die Geschichte der Bänder Juden erforscht.
- 2 Bei Bedarf kann ich Interessierten den Workshop erklären, Anfragen willkommen unter christina.whitelaw@gmx.net

Christina Whitelaw
Geboren wurde ich 1946 in St. Combs, Schottland, studierte Germanistik in Aberdeen und Berlin, machte eine pädagogische Ausbildung in Glasgow, wo ich 3 Jahre unterrichtete, bevor ich als Austauschlehrerin nach Deutschland kam. Im Gymnasium am Markt, Bünde bin ich bis zu meiner Pensionierung, Sommer 2011, tätig gewesen. Dort habe ich die Netzwerkgruppe (Spurensuche der ausgelöschten jüdischen Gemeinde der Stadt Bünde) 1999 gegründet. Meine Tochter heißt Eileen Whitelaw, mein Sohn Gawin Whitelaw. Mein Mann Monte Jaffe ist von Beruf Opernsänger. Ich bin nach wie vor mit dem Thema „Post Holocaust Dialog“ im tieferen Sinne beschäftigt.



Christina Whitelaw

Erinnerung an Abraham Joshua Heschel (1907–1972)

Von Wieland Zademach

Tief eingebettet in der halachischen Tradition, war A. J. Heschel dennoch ein moderner jüdischer Theologe des 20. Jahrhunderts, versiert in westlicher Kultur und Philosophie. Die ersten 33 Lebensjahre, die Heschel in Europa verlebte, legten die Grundlagen für den konservativen Theologen, Philosophen, und Bibelinterpreten und schufen damit die Wurzeln, aus denen dann auch der Sozialkritiker und Aktivist werden konnte, den man aus seiner amerikanischen Zeit kennt.

Kurze biographische Skizze¹

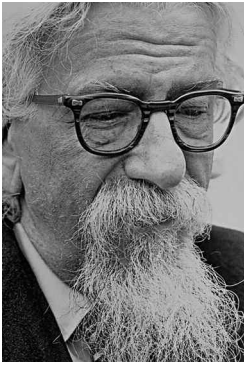
Geboren wurde A. J. Heschel am 11. Januar 1907 in Warschau als Spross zweier berühmter chassidischer Familien. Den Geist dieser „pietistischen“ Bewegung Osteuropas aus dem 18. Jahrhundert nahm er tief in sich auf und machte deren zentrales Motiv zum Ausgangspunkt seines eigenen religiösen Denkens: das Bewusstsein von Gottes Gegenwart, Gottes tatsächlicher, konkreter, immerwährender Präsenz. „Wunder regten niemanden auf, und es war keine Überraschung, wenn man unter seinen Zeitgenossen Menschen entdeckte, die den heiligen Geist hatten, Menschen, deren Ohr die Stimme vom Himmel vernahm“².

Osteuropa – Berlin – Frankfurt

Der bekannteste Denker Warschaus jener Zeit, der großen Einfluss auf Heschel hatte, war Rabbiner Hillel Zeitlin, ein begnadeter Redner und Autor, der es gut verstand, die Jugend anzusprechen. Er machte Heschel früh bekannt mit den Schriften Do-

stojewskis, Nietzsches, Bergsons und Spinozas, kehrte aber immer zurück zu seinen jüdischen Wurzeln. In das Zentrum seines Denkens stellte er den leidenden Menschen, der trotz aller Dunkelheit und aller Mühsal immer die Möglichkeit zur Hinwendung zu Gott hat. Der Mensch, sagte Zeitlin, sieht das Leiden des Menschen, sieht das Leiden des jüdischen Volkes, das Leiden Israels. Er sollte aber auch das Leiden Gottes, das Leiden des Gottes Israels, das Leiden des Gottes des Universums sehen. ... Zeitlin war ein Mann des Gebets, der Religion nicht als Dogma verstand. Für ihn war der Weg, das Gehen, das Suchen, das Forschen wichtig – eine Einstellung, die Heschel für sein eigenes Vorgehen übernahm.

Heschel selbst zählte sich zu den Aschkenazi, den Juden Osteuropas, nicht zu den aus den spanischen Gebieten stammenden Sepharden, wenn er den Unterschied in einer Weise beschreibt, die von seiner universellen Bildung zeugt: „Sephardische Bücher sind wie raphaelische Gemälde, askenasische Bücher wie Werke von Rembrandt – tief, voller Anspielungen und verborgener Bedeutungen ... Erstere werden von ausgewogener Feierlichkeit getragen, letztere von spontaner Eingebung. Die Stärke der askenasischen Gelehrten liegt in den unausgesprochenen Untertönen ihrer Worte. Elementares Gefühl, leidenschaftlicher Gedankenflug, explosiver Enthusiasmus pflegt die Form zu durchbrechen. Sephardische Bücher sind wie sauber gestimmte und gepflegte Parkanlagen, askenasische Schriften wie uralte verzauberte Wälder; erstere sind wie eine Geschichte



Rabbi Abraham Joshua Heschel

mit einem Anfang und einem Ende, letztere haben zwar einen Anfang, werden aber häufig zu einer Geschichte ohne Ende“³.

Als bald wurde die chassidische Welt Warschaws mit ihrer Abschottung gegenüber der modernen westlichen Welt A.

J. Heschel zu klein; heimlich lernte er Deutsch und Latein und beendete schließlich seine Schulzeit 1927 im säkularen jiddischen Realgymnasium von Vilnius. Nun war er vorbereitet für ein Studium in Berlin, wo er zeitgleich an der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität und an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums studierte. Bereits 1931 lehrte er selbst Talmudische Exegese an der Hochschule und wurde 1934 als Rabbiner ordiniert. Damals waren in Berlin die Größen der Zeit versammelt: Albert Einstein und Max Planck, Max Reinhardt, Erwin Piscator, Bertolt Brecht und Arnold Schönberg. Gleichzeitig war Berlin das Zentrum der jiddischsprachigen Kultur. Heschel gehörte als bald zum Zirkel um den Sozialphilosophen David Koigen, der sich in dessen Wohnung zu philosophischen, geschichtlichen und sozialen Studiengesprächen traf; hier geriet er unter den prägenden Einfluss von Leo Baeck.

Bei aller Faszination von der mit rationalen Methoden und empirischer Forschung entstandenen intellektuellen Tradition des Westens war Heschel jedoch verwundert über die Haltung vieler Intellektueller, die Religion lediglich als ein

Gefühl verstanden und Gott für eine Idee hielten. Heschel wollte Religion nicht als eine psychologische oder philosophische Größe degradiert sehen; Religion sollte vielmehr verstanden werden durch das lebendige Beispiel frommer Menschen. So gesehen, war seine Doktorarbeit über „Das prophetische Bewusstsein“ geradezu ein Protest gegen diese weit verbreitete Haltung seiner Zeitgenossen. Es war der wohl geglückte Versuch, diese authentischen Sprecher wahrer Religiosität aus ihrer eigenen Sprache, ihrer eigenen Perspektive und Weltsicht heraus zu verstehen. Heschel wusste, dass die Welt charismatische, spirituelle Meister braucht – eine solche Rolle konnten für ihn die Propheten mit ihrer Erfahrung des Pathos und ihrer Identifikation mit Gott einnehmen. Gleichsam eine Vorahnung, dass Heschel später selbst einer von ihnen werden sollte: die charismatische Stimme eines Überlebenden der Shoah; ausgewandert in die Neue Welt, wollte er die Wahrheit der Torah in eine neue Sprache übersetzen für eine neue Generation.

Nach Abschluss seiner Studien war Heschel als Dozent sehr gefragt, vor allem nach Erscheinen seiner Monographie über Maimonides⁴; seine Tätigkeitsfelder waren dabei insbesondere die Erwachsenenbildung und das Jüdische Lehrhaus in Berlin. Hier war der junge Heschel Kollege von solchen Koriphäen wie Martin Buber, Ignaz Maybaum, Alexander Guttman, Rachel Wischnitzer, Hans Joachim Schoeps, Leo Baeck u.v.a. – allesamt Vordenker der Jüdischen Renaissance in Deutschland.

Es war Martin Buber, der A. J. Heschel schließlich nach Frankfurt holte, wo das orthodoxe Judentum sich in eine produktive Auseinandersetzung mit der Moderne begeben hatte. Es ging ihr dabei nicht um eine reaktionäre Abwehr gegen das Reform-

judentum und den Säkularismus, sondern um eine innerorthodoxe Reform. Frankfurt war immer schon eine Geburtsstätte intellektueller und geistlicher Entwicklungen der jüdischen Welt. Die leitende Kraft an der Börneplatz-Synagoge war am Anfang des Jahrhunderts Nehemiah Anton Nobel, der große Goethe-Kenner, der um sich einen Kreis junger jüdischer Intellektueller scharte, dem etwa Erich Fromm, Siegfried Kracauer und Franz Rosenzweig angehörten, der später dann das Freie Jüdische Lehrhaus begründete, welches von Martin Buber zusammen mit Ernst Kantorowicz 1933 nach zwischenzeitlicher Unterbrechung wieder eröffnet wurde. Die hier entstandene Neo-Orthodoxie entwickelte eine spezifische Bildungsideologie, die die Eingliederung der orthodoxen Juden in die deutsche bürgerliche Gesellschaft ermöglichen sollte, ohne dass das Judentum seine Glaubenssätze und Religionsgebote aufgeben musste.

Als Buber im Begriff war, Deutschland zu verlassen, um nach Palästina zu gehen, holte er Heschel an den Main. Am 1. März 1937 begann dieser dort seine Arbeit; doch lange sollte sein Wirken nicht dauern. Im Zuge der Vorkriegswirren gelang es ihm, über Warschau nach London zu emigrieren und von dort aus nach Amerika einzureisen.

Amerika

Im März 1940 kam Heschel in New York an. Nach einem Zwischenaufenthalt am Hebrew Union College in Cincinnati – dort erreichte ihn die Nachricht von der Ermordung seiner Mutter und drei seiner Schwestern; den Vater hatte er bereits im Alter von neun Jahren verloren – bekam er einen Lehrstuhl für jüdische Mystik und Ethik am konservativen New Yorker Jewish Theological Seminary; dort lehrte

er bis zu seinem frühen Tod am 23. Dezember 1972.

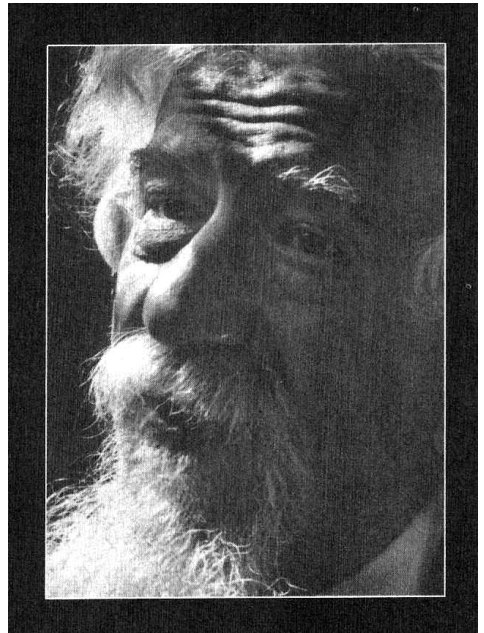
Heschel lernte die Pianistin Sylvia Strauss kennen, mit der ihn alsbald eine tiefe Seelenverwandtschaft verband und deren Musikalität seinen literarischen Stil tief beeinflusste. In Los Angeles heirateten sie 1946; ihre Tochter Susannah wurde selbst eine bekannte jüdische Theologin und die Biographin ihres Vaters. Hier in der Geborgenheit seiner Familie konnte der spirituelle Reichtum Heschels so richtig zur Entfaltung kommen. So wichtige Werke wie „Der Mensch ist nicht allein“ oder „Der Sabbat“ und „Gott sucht den Menschen“ entstanden in diesen ersten Ehejahren.

Gleichzeitig wuchs Heschels Einfluss als Person des öffentlichen Lebens – und das auf Juden wie auf Christen. Hervorzuheben ist sein Engagement in der Antirassismus-Bewegung, wo er Seite an Seite mit Martin Luther King an dem berühmten Marsch in Selma/Alabama teilnahm. „Mir war, als würden meine Beine beten“, so berichtete er seiner Tochter. Oder sein energisches Auftreten gegen den Vietnam-Krieg, was ihm eine tiefe Freundschaft zu dem Jesuiten-Brüderpaar Berrigan einbrachte. Selbstverständlich auch sein gemeinsamer Einsatz mit Elie Wiesel für die Juden in der damaligen Sowjetunion. Das alles war für ihn die praktische Konkretion seiner Theologie und deren spirituellen Impetus. Ähnliches gilt für seinen Einsatz im Interreligiösen Dialog und seinen Einfluss auf das II. Vatikanische Konzil. Seine Mitarbeit an der entsprechenden Konzilserklärung „Nostra Aetate“ zum Verhältnis zu den anderen Religionen und speziell zum Judentum führte ihn zur Begegnung mit Papst Paul VI. und ließ viel Sympathie wachsen zu Kardinal Bea, dem Leiter des Einheitsekretariats. Die in den ersten Entwürfen dieses Dokumentes ausgesprochene Erwar-

tung nach der Vereinigung des jüdischen Volkes mit der Kirche quittierte Heschel mit der Bemerkung, eine solche Hoffnung auf eine Bekehrung der Juden sei ein „geistlicher Brudermord“, und er erklärte: „Sollte ich vor die Alternative gestellt werden: Konversion oder Tod, bin ich jederzeit bereit, nach Auschwitz zu gehen“⁵. Und auf den Versuch, aus dem vorbereiteten Konzilsschema die Erklärung herauszunehmen, welche die Juden von der Schuld am Tod Jesu freisprach, antwortete er: „Die dämonische Lüge des Gottesmordes nicht zu verdammen, ist eine Verachtung des Gottes Abrahams und eine Ehrenbezeugung für Satan“⁶.

Heschel gelang es, den Papst zu überzeugen, der persönlich den Paragraphen aus dem Dokument strich, welcher eine Empfehlung zur Konversion und Missionierung von Juden beinhaltete. In seiner Ansprache anlässlich seiner Generalaudienz am 31. Januar 1973 erklärte er zudem, „dass jeder Gottsuchende zuvor schon von Gott selbst aufgesucht worden ist“. Der später in gedruckter Form veröffentlichte Text nannte den Juden Abraham Joshua Heschel als Gewährsmann dieses Gedankens. „Zum ersten Mal in der Geschichte des Papsttums wurde in einer päpstlichen Verlautbarung ein nicht-christlicher Autor als Belegquelle angeführt“⁷.

Heschel war durch seine Beschäftigung mit den prophetischen Schriften zu der Überzeugung gelangt, dass er aus den Bibliotheken auf die Straße gehen müsse, dass er auch politisch aktiv sein müsse, wenn seine Theologie ernst genommen werden solle. Dass es sich dabei jedoch keinesfalls um einen frommen Aktivismus handelt, sondern um eine organische Verbindung von Theologie, Mystik und politischem Kampf, das zeigt mustergültig sein Buch „Der Sabbat“, wo sich spirituelle



Tiefe verbindet mit Kritik an der modernen technik-lastigen und industriellen Gesellschaft: „Ein Tag der Woche, ausgesondert für die Freiheit, ... ein Tag, an dem wir nicht mehr die Götzen der technischen Zivilisation anbeten, an dem wir kein Geld benutzen; ein Waffenstillstand im wirtschaftlichen Kampf mit unseren Mitmenschen und mit den Kräften der Natur – gibt es irgend eine Einrichtung, die größere Hoffnung für den Fortschritt der Menschheit bereithält als der Sabbat?“⁸. Der Sabbat zeigt, wie man die Zeit heiligen und die Dimensionen des Heiligen in den profanen Lebensrhythmus bringen kann. An der „heilsamen Unterbrechung“ durch den Sabbat spürt man in der Endlichkeit die Unendlichkeit.

Heschels Tiefentheologie

In diesem Rahmen kann es auch nicht ansatzweise darum gehen, das umfangreiche philosophische und theologische Werk

A. J. Heschels zu würdigen. Aber wenigstens sollen hier einige Grunddimensionen seiner Spiritualität gezeigt werden, die nicht nur ihn charakterisieren, sondern durchaus von Aktualität sind für die gegenwärtige geistliche Diskussion.

Zeitlebens wollte Heschel seine Zuhörer und Leser aufwecken, wollte sie wieder an die Freuden und Inhalte wahren Glaubens heranführen. Für ihn bedeutete lebendige Religion, Antwort zu geben auf die ständig gestellten Lebensfragen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Eines seiner Hauptwerke „Gott sucht den Menschen“ beginnt Heschel mit den heute geradezu brennend aktuell erscheinenden Gedanken: „Es ist heute Mode geworden, säkulare Wissenschaft und antireligiöse Philosophie für den Rückgang der Religion in der modernen Gesellschaft verantwortlich zu machen. Ehrlicher wäre es, der Religion selbst die Schuld für ihr eigenes Versagen zu geben. Die Religion geht nicht zurück, weil man sie ablehnt, sondern weil sie irrelevant, langweilig, tyrannisch oder uninteressant geworden ist. Wenn bloßes Lippenbekenntnis an die Stelle des Glaubens tritt, Disziplin echte Verehrung ersetzen muss und Gewohnheit Liebe, wenn man die Krise der Gegenwart nicht sehen will wegen der glänzenden Vergangenheit, wenn Glaube zum Erbstück wird, statt zur lebendigen Quelle, wenn die Religion nur noch mit der Stimme der Autorität spricht und nicht mehr mit der Stimme des Mitleids – dann ist ihre Botschaft sinnlos geworden. Religion ist Antwort auf die letzten Fragen des Menschen. Sobald uns letzte Entscheidungsfragen gleichgültig werden, verliert die Religion ihre Bedeutung und gerät in die Krise“⁹.

Heschel, der seinen Grundansatz selbst als Tiefentheologie bezeichnet, sieht drei Ausgangspunkte für das Nachsinnen über

Gott, drei Wege, Gott zu finden: „Der erste ist der Weg, Gottes Gegenwart in der Welt, in den Dingen zu spüren; der zweite ist der Weg, seine Gegenwart in der Bibel zu erkennen; der dritte ist der Weg, seine Gegenwart im geheiligten Tun zu empfinden“¹⁰. Zum ersten geht es um ein radikales Staunen über das Sein, das zu einem neuen, vertieften Verständnis der Dinge führt, dafür, dass es Mysterien gibt, nicht jedoch Geheimnisse. Nicht nur der Mensch, sondern auch die Natur kann Lieder der Verehrung Gottes singen. Es gibt keine Zeit, in der, und keinen Ort, an dem Gott nicht durch wirkliches Hinhören, Hinschauen erkannt werden kann. Der Mensch der Bibel, zumal der Prophet, „spürt das Nicht-gegebene in dem Gegebenen“, für ihn „ist das Erhabene nur eine Form, in der die Präsenz Gottes aufleuchtet“. Dies den Menschen mitzuteilen, ist die Aufgabe des Gerechten, des Zaddik, ja jedes Menschen. Nicht abwenden von der Welt und der Natur soll sich daher der Mensch, sondern des Innersten der Welt innwerden. Staunen soll der Mensch über das Erhabene und es voll Bewunderung annehmen. Die Wirklichkeit ist keine Gleichung, die man lösen kann. Stets bleiben in ihr Unbekannte zurück. Diese Unbekannten können uns aber zum Glauben an Gott führen. Bewusst, aufmerksam durch die Welt zu gehen, ist ein Weg zur Erkenntnis Gottes, denn „Gottes ist die Erde und ihre Fülle, die Welt und ihre Bewohner“¹¹.

Zweitens zeigen diese Wege, Gott zu finden, die Wichtigkeit der Heiligen Schrift. Sie gibt uns den Weg des Menschen zu Gott an und spricht über den Weg Gottes zu den Menschen. Die Bibel ist nicht nur Geschichte, sie ist auch Norm. So wie die Natur beredt Zeugnis Gottes ablegt und Gott gleichzeitig verbirgt, so sagt uns auch die Bibel etwas über und zu uns, enthält

aber gleichzeitig etwas, das weit über uns hinausgeht. Heschel schreibt ekstatisch über die Heilige Schrift und fasst damit gleichsam seine Lehre zusammen: „Kein Wort der Welt ist wissender, aufschlussreicher und unentbehrlicher; dies Wort ist beides: streng und gnädig, herzerzerrnend und heilend. Es gibt keine andere so universale Wahrheit: Gott ist Einer; keine trostvolleren Gedanken: Er ist im Leiden bei uns; keine so überwältigende Verantwortung: Sein Name kann geheiligt werden. Ein Plan für die Zeit: von der Schöpfung zur Erlösung; Wegweiser längs des Weges: der siebente Tag; ein Opfer: Zerknirschung des Herzens; eine Utopie: wenn doch alle Menschen Propheten wären! ... Ein so kühner Maßstab: ihr sollt heilig sein; ein so unerhörtes Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Eine so erhabene Tatsache: menschliche und göttliche Leidenschaft können im Einklang stehen. Und ein so unverdientes Geschenk: die Fähigkeit zu bereuen“¹². Für Heschel ist die Heilige Schrift kein rein literarisches Meisterwerk. Für ihn liegt ihr Ursprung in Gott, ist aber durch den Menschen hindurchgegangen.

Schließlich der dritte Weg zu Gott: die Taten. „Der Jude ist aufgefordert, den Sprung der Tat zu wagen, nicht so sehr den Sprung des Denkens. Er ist aufgefordert, über die eigenen Bedürfnisse hinauszugehen, mehr zu tun, als er versteht, als er tut. Wenn er das Wort der Tora erfüllt, wird er in den geistlichen Sinn eingeführt. Durch Ekstase des Tuns lernt er, der Anwesenheit Gottes gewiss zu werden. Rechtes Leben ist ein Weg zum rechten Denken“¹³. Zur Erfüllung von Gottes Willen in dieser Welt ausgeführte menschliche Taten sind eine immerwährende Quelle der Segnungen für Gott und für die Welt. Gott erwartet diese transformierenden Taten von uns, Handlungen, die das Leben von uns allen

heilig und die Welt heil machen. Selbst bisher Ungläubige können so durch banales alltägliches Tun zurückfinden zur Spiritualität und dadurch die Welt besser machen, ja diese Welt geradezu „himmeln“.

Die Einheit von Gebet und Tat

„Ein Gedanke Gottes zu werden – das ist der wahre Beruf des Menschen“¹⁴. Gebete machen den Menschen erst zu einem Menschen – der Mensch ist, was er betet. Für Heschel kann der Mensch nicht leben ohne Gott: „Wie ein Baum, der aus dem Erdreich gerissen, wie ein Fluss, der von der Quelle getrennt ist, so verkümmert die Seele des Menschen, wenn sie von dem getrennt ist, was größer ist als sie.“¹⁵ Gebet kann für Heschel nicht aus der Psychologie oder der Soziologie erklärt werden. Das Gebet ist für Heschel nicht dazu da, den Menschen emotional zu befriedigen, sondern es ist ein Akt, der das Sein des Menschen betrifft. Im Gebet macht der Betende die Erfahrung einer Transzendenz: der Mensch kommuniziert mit Gott!

Gott lieben ist ein Gebot, das für Heschel bedeutet: Gott braucht die Liebe der Menschen. „Gott sucht den Menschen“, so heißt denn auch eines seiner Hauptwerke. Die Tora beschreibt Gott ab und an durchaus mit Hilfe von Anthropomorphismen oder Anthropopathismen, gibt Gott also menschliche Formen oder menschliche Emotionen, sagt, dass Gott Sympathie für den Menschen empfindet. Gott hatte den Menschen in Freiheit gesetzt und musste erfahren, dass die Bosheit des Menschen auf Erden groß war. Die Tora schildert das Leid Gottes, schildert, dass der Mensch den Spagat zwischen dem Sollen und dem Sein nicht hinbekommt. Dieses Leid-sein entstammt der Liebe: Gott und die Menschen gehören zusammen.

Deshalb sollte das Gebet das Herz des

Betenden öffnen für Gott, um die Gegenwart Gottes in sich zu spüren. Der Schlüsselbegriff für A. J. Heschel heißt hier „Kavanna“, innere Beteiligung, die „Ausrichtung des ganzen Seins auf ein Ziel, das Sammeln der Seele in einem Brennpunkt“¹⁶. Beten heißt, dass wir „unser Denken, Hoffen und Fühlen, unsere Träume, all das, was uns bewegt, in einen einzigen Laut einmünden lassen. Nicht unsere Worte, der Dienst unserer Lippen, sind wesentlich beim Gebet, sondern die Art, in der die Andacht unseres Herzens dem entspricht, was die Worte enthalten, also das Bewusstsein, unter Seinen Augen zu sprechen“¹⁷. Der Mensch betet, wenn er sein Selbst vergisst, wenn er der Gegenwart Gottes gewahr ist, wenn er sich selbst transzendiert, wenn er das Natürliche mit dem Göttlichen verbindet: „Das Hauptziel des Betens ist, Gott zu bewegen, Ihn an unserem Leben Anteil nehmen zu lassen und selbst an Ihm Anteil zu nehmen“¹⁸.

Diese Kavanna darf jedoch nicht esoterisch missverstanden werden – im Gegenteil ist sie aktive Hinwendung zur Welt und ihrer Gestaltung als die gleichsam äußere Seite der inneren Konzentration auf die Zusammengehörigkeit von Gott und Mensch. Um zu beten, was er fühlt, muss der Mensch auch leben, was er betet; denn Gebetsworte vergehen nicht, „sie bleiben in der heiligen Dimension lebendig, Gebetsworte sind Verpflichtungen“¹⁹. Gebete werden dann oft in einer Weise erhört, dass die Betenden entdecken, dass sie mehr Kraft, mehr Mut besitzen, als sie sich je selbst zugebraut hätten.

Zum Gebet muss allerdings für Heschel die Tat hinzukommen. Es ist die Tat, die erst eine Imitatio Dei möglich macht. Das Tun ist für ihn die Quelle von Heiligkeit: „Judentum wird nicht nur im Denken gelebt, sondern im Tun“²⁰. All unsere Handlungen

sollen als Variationen über das Thema Gebet ausgeführt werden. Eine Tat der Nächstenliebe, ein Akt der Freundlichkeit, ein ritueller Moment können laut Heschel Gebete in Form von Taten sein. Entsprechend war Heschel kein im Elfenbeinturm lebender Philosoph und Theologe, sondern er nahm zu politischen und gesellschaftlichen Tagesereignissen engagiert Stellung. Wichtig war ihm dabei immer die Verantwortlichkeit der Menschen füreinander. In einem am 9. Mai 1958 in New York gehaltenen Vortrag über „Die Religion in der modernen Gesellschaft“ erklärte er: „Der Ruhm einer freien Gesellschaft liegt nicht nur in dem Bewusstsein meines eigenen Rechts auf Freiheit und meiner eigenen Fähigkeit, frei zu sein, sondern auch in der Verwirklichung des Rechts meines Mitmenschen auf Freiheit und auf seiner Fähigkeit, frei zu sein“²¹.

Als er in einem Interview gefragt wurde, ob seine Demonstrationen gegen den Rassismus und den Vietnamkrieg nicht die Gefahr enthielten, die Jugend noch mehr als ohnehin schon politisch zu radikalisieren, antwortete er: „Das Werk Gottes ist nicht auf die Synagoge beschränkt, es besteht auch darin, für jede gerechte Sache auf die Straße zu gehen“²². Die gestaltende Tat war für ihn gleichsam die Bekräftigung für seinen Lebensrhythmus, „dass wir unsere Gedanken heiligen sollen durch das Studium der Tora, die Zeit heiligen sollen durch das Halten des Sabbat, unsere Worte heiligen sollen durch das Gebet und unser Tun heiligen sollen durch die Observanz der Mitzvoth“²³. Sein Tod am 23. Dezember 1972, einem Sabbat, wirkt geradezu wie ein Siegel auf die Authentizität dieses Lebens. Denn nach jüdischer Anschauung ist der Tod an einem Sabbat ein Privileg und wird „Kuss Gottes“ genannt ...

Anmerkungen

- 1 Zum Ganzen vergleiche auch: Ulrich Lilienthal, Zeuge Gottes: Abraham Joshua Heschel: Ein Mensch seiner Zeit - seiner Zeit voraus, in: Werner Licharz/Wieland Zademach (Hg.), *Treue zur Tradition als Aufbruch in die Moderne. Visionäre und mahnende Stimmen aus Judentum und Christentum*, Waltrop 2005, S.361–402.
- 2 Abraham Joshua Heschel, *Die Erde ist des Herrn. Die innere Welt des Juden in Osteuropa*, Neukirchen-Vluyn 1985, S.75.
- 3 A.a.O., S. 26f.
- 4 Maimonides: eine Biographie, Berlin 1935.
- 5 Zitiert nach: Bernhard Dolna, *An die Gegenwart Gottes preisgegeben. Abraham Joshua Heschel: Leben und Werk*, Mainz 2001, S. 56.
- 6 A.a.O.
- 7 Zitiert nach: Ulrich Lilienthal, a.a.O., S. 375.
- 8 *Der Sabbat. Seine Bedeutung für den heutigen Menschen*, Neukirchen-Vluyn 1990, S. 25.
- 9 *Gott sucht den Menschen. Eine Philosophie des Judentums*, Neukirchen-Vluyn 1980, S. 3.
- 10 A.a.O., S. 26.
- 11 Zitiert nach: Ulrich Lilienthal, a.a.O., S. 383.
- 12 *Gott sucht den Menschen*, a.a.O., S. 183f.
- 13 A.a.O., S. 218.
- 14 Abraham Joshua Heschel, *Der Mensch fragt nach Gott*, Neukirchen-Vluyn 1982, S. 6.
- 15 A.a.O., S. 3.
- 16 A.a.O., S. 9.
- 17 A.a.O., S. 8f.
- 18 A.a.O., S. 13.
- 19 A.a.O., S. 16.

20 A.a.O., S. 78.

21 Zitiert nach: Ulrich Lilienthal, a.a.O., S. 400.

22 A.a.O., S. 401.

23 *Der Mensch fragt nach Gott*

Dr. Wieland Zademach, Jahrgang 1943, Pfarrer der Ev.-Luth. Kirche in Bayern.

1971 Promotion: „Marxistischer Atheismus und die biblische Botschaft von der Rechtfertigung des Gottlosen“ (Düsseldorf 1973).

Gemeindepfarrer in Oberfranken.

Von 1989 bis 1997 Geschäftsführer der ACK in Bayern, danach Ökumenebeauftragter im Kirchenkreis Nürnberg.

Im Ruhestand Dozent an der Seniorenuniversität in Frankfurt/Main.

Buchveröffentlichungen:

„Eurokommunismus – Weg oder Irrweg“, München 1979.

„Glasnost und Perestroika – Hoffnung für diese Welt!“, Essen 1987.

Hrsg. von „Reich Gottes für diese Welt – Theologie gegen den Strich“, Waltrop 2001.

„Treue zur Tradition als Aufbruch in die Moderne“, Waltrop 2005.

„Kirche der Zukunft – Kirche in der globalen Welt“, Frankfurt 2008.

Mitglied im Redaktionsbeirat von CuS



Wieland Zademach

Politische Plattform für das Bündnis

Umfairteilen – Reichtum besteuern!

Die Finanz-, Wirtschafts- und Eurokrisen der letzten Jahre haben die Schuldenberge der öffentlichen Hand weiter in die Höhe schnellen lassen. Dies untergräbt den politischen Gestaltungsspielraum unserer Demokratie und unseres Sozialstaates! Bund, Ländern und Kommunen fehlt das Geld, notwendige öffentliche und soziale Leistungen zu erbringen, ausreichend in Infrastruktur, Bildung und ökologischen Umbau zu investieren und mehr Mittel für den internationalen Ausgleich zwischen Arm und Reich bereit zu stellen.



Umfairteilen: Aktion in Herford

Den Schulden der öffentlichen Hand stehen gigantische private Vermögen gegenüber. Alleine die privaten Vermögen des reichsten Prozents der Bevölkerung sind höher als alle öffentlichen Schulden in Deutschland zusammen. Auf der Suche nach rendite-trächtigen Anlagemöglichkeiten heizen sie die Spekulation an den Finanzmärkten an – und verschärfen damit die Krise.

In den letzten 20 Jahren ist die Ungleichheit zwischen Arm und Reich enorm gestiegen. Das wohlhabendste Zehntel der Gesellschaft verfügt mittlerweile über mehr als zwei Drittel des Gesamtvermögens, während die ärmere Hälfte der Bevölkerung zusammen nur ein Prozent des Vermögens

besitzt. Zu große Ungleichheit schadet allen und untergräbt den sozialen Zusammenhalt unserer Gesellschaft!

Die gigantischen Vermögen, die selbst in Krisenzeiten weiter wachsen, werden kaum oder gar nicht besteuert. Jetzt müssen endlich auch die großen Vermögen an den Kosten der Krise beteiligt werden, am besten europaweit: Mit einer einmaligen Vermögensabgabe, die einen substanziellen Teil der großen Vermögen zugunsten des Gemeinwesens umverteilt. Um dauerhaft bedeutende Finanzmittel für die öffentlichen Aufgaben aufzubringen und der sozialen Ungleichheit unserer Gesellschaft entgegenzuwirken, muss wieder eine Vermögenssteuer erhoben werden. Steuerflucht muss konsequent bekämpft werden, Steueroasen müssen ausgetrocknet werden.

Eine Politik für mehr Gerechtigkeit erfordert zudem wieder höhere Steuern auf hohe Einkommen und große Erbschaften, eine wieder höhere Besteuerung finanzstarker Unternehmen sowie von Kapitalerträgen, und eine Transaktionssteuer auf Finanzmarktgeschäfte aller Art. EU-weit brauchen wir Mindeststeuersätze. Wir wollen eine verbesserte und sozial gerechte Finanzierung des Sozialstaats.

Die Politik in Deutschland muss endlich handeln! Auch in den USA und Frankreich wird derzeit um die stärkere Besteuerung hoher Einkommen und Vermögen gerungen. Doch bewegen wird sich nur etwas, wenn wir Bürgerinnen und Bürger Druck machen für mehr Verteilungsgerechtigkeit! Dafür setzen wir uns gemeinsam ein.

BRSD, inmitten von 24 und zurzeit 34 bundesweiten, tragenden und unterstützenden Organisationen.

Leserbrief zu „Rede in Herford, 24. März 2012 ...“ von Ulrich Adler in der Ausgabe vom August 2012

Lebensqualität durch gesellschaftlichen Frieden

Von Clemens Niemann

Ich bezeichne mich zwar nicht als Sozialisten. Trotzdem teile ich viele Punkte von Ulrich Adlers Kapitalismus-Kritik.

Es ist aber gut möglich, dass sie auf Reiche abstoßend wirkt. Ich vermute, dass ein Hang zur kapitalistischen Entgleisung in vielen Menschen steckt. Denn groß ist oft die Freude am Kauf neuer Produkte zu geringen Preisen. Die Nebenwirkungen für die Tier- und Pflanzenwelt und für die Gesellschaft werden dabei wohl nicht immer bedacht.

Vorsicht bitte mit dem Begriff „Millionärssteuer“. Wer in München ein gererbtes Einfamilien-Häuschen bewohnt, ist möglicherweise bereits Multimillionär,

auch wenn er unter ähnlichem wirtschaftlichen Alltagsdruck lebt wie viele von uns.

Ich bin einverstanden mit der Forderung, dass die besonders Reichen durchschnittlich mehr zur Finanzierung der öffentlichen Haushalte herangezogen werden sollen, als es derzeit der Fall ist. Das könnte auch ein guter Beitrag zum gesellschaftlichen Frieden sein, der eine wichtige Grundlage für die Lebensqualität auch der Reichen ist.

Andererseits sollte jede(r) im Rahmen seiner Möglichkeiten etwas (und oft eben etwas mehr als bisher) für die Gesellschaft tun. Das könnte einerseits Geld sein, besonders bei den immer noch zahlreichen Leuten, die ein gutes Gehalt oder gute Altersbezüge bekommen. Es könnte sich zum Beispiel aber auch um ehrenamtlichen Einsatz handeln, wofür es im Kreis Herford schon gute Beispiele gibt. Das sollte allerdings nicht dazu führen, dass junge Leute keine ordentlich bezahlten Arbeitsstellen mehr finden.

Antwort auf den Leserbrief von Clemens Niemann

Lebenswerte Zukunft

Von Ulrich Adler

Auf die Sorge von Clemens Niemann, dass Einfamilienhaus-Besitzer mit einer „Millionärs-Steuer“ belegt werden sollen, möchte ich gerne antworten. Bei der geforderten Besteuerung des großen Reichtums geht es nicht darum, den „Häusle“-Besitzer mit Normal-Einkommen zu belangen. Von denen haben die meisten schon große finan-

zielle Schwierigkeiten, ihr Gebäude so zu sanieren, dass es umweltschonenden energiebewussten Anforderungen gerecht wird. Nein, es geht um die Heranziehung der großen Vermögen. Das Bündnis „Vermögenssteuer Jetzt“ bekommt immer Zustimmung von Sozialverbänden bis hin zu Städten und Gemeinden, die ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen können weil ihnen die finanziellen Einnahmen in den letzten Jahren wegbrachen.

Eine Neuorientierung der Steuerpolitik in Deutschland von oben nach unten kann die angebliche „Alternativlosigkeit“ der herrschenden Politik durchbrechen.

Mit der Kampagne „UmFairteilen“ sollen den Menschen Perspektiven für eine lebenswerte Zukunft aufgezeigt werden und sie motiviert werden, sich der Bewegung anzuschließen.

Geld ist in der bestehenden Gesellschaft genug vorhanden, um folgende politische Ziele und Perspektiven auf den Weg zu bringen:

Mehr soziale Gerechtigkeit durchsetzen.

Private und öffentliche Armut kann eingeschränkt werden, wenn breiter Widerstand gegen den herrschenden sozialen Kahlschlag geleistet wird. Die Freiheit der Menschen ist auf eine soziale Basis angewiesen. Soziale Dienste und soziale Arbeit dürfen in den Städten nicht als „Kostenverursacher“ weggekürzt werden, sondern müssen weiter ausgebaut werden. Es ist an der Zeit, zivilen Ungehorsam zu organisieren und zu praktizieren.

Eine demokratische Bürgerkommune kann möglich gemacht werden.

Energie, Verkehr, Wasser, Bildung u. a. sind die Fundamente einer Bürgerkom-

mune der Zukunft. Vor Ort kann mit dem sozial-ökologischen Umbau der Gesellschaft begonnen werden. Eine Verkehrs- und Energiewende in sozialer Verantwortung ist in den Städten auf die Tagesordnung zu setzen. Die großen Konzerne dürfen nicht – wie es jetzt noch geschieht – geschont werden. Der bestehende Reichtum ist zur Finanzierung der Energie- und Verkehrswende in die Pflicht zu nehmen.

Demokratie und Selbstverwaltung sind auszubauen.

Zum Überdross an der jetzt praktizierten Demokratie führte auch die bewusst herbeigeführte finanzielle Austrocknung des öffentlichen Lebens. Mit entsprechender Finanzausstattung der Städte und Gemeinden kann deren Selbstverwaltungsrecht wieder gestärkt und die Bürger(innen) motiviert werden, sich engagiert einzubringen. Die Demokratie braucht eine starke Bürgerbewegung als Fundament.

Löhne, 21. Okt. 2012

Umkehr der Kirchen vom Finanzkapitalismus

Raus aus den kapital-gedeckten Kirchenpensionen!

Von Franz Segbers

Sogar die FAZ, die vor Jahren noch eine kapital-basierte Rente propagiert hatte, muss nun eingestehen: „Künftige Rentengenerationen werden es nicht leicht haben: Der Anlagenotstand der Pensionskassen ist abzusehen.“ (FAZ 21.7.2012) Diese Ernüchterung ist keineswegs überr-

schend, sondern war abzusehen. Zuerst hatte man die umlage-finanzierte Rente schlecht geredet und Traumrenditen von 11 Prozent und mehr auf dem Finanzmarkt verheißen. Diese Verheißungen haben sich in der Finanzkrise in Luft aufgelöst. Nach Angaben der OECD sind während der Finanzkrise ca. 24 Prozent des Investitionswertes der privaten Pensionsfonds verbrannt.



... ist möglicherweise keine

Dies hat gezeigt, dass eine umlage-finanzierte gesetzliche Rentenversicherung die Krisenwirkung zumindest vorläufig hat abbremsen können und ein umlage-finanziertes Rentensystem im Prinzip krisenfest ist. Bei der umlage-finanzierten Rente finanzieren die, die arbeiten, jenen die Rente, die nicht mehr arbeiten. Sie ist also ein Ausdruck einer Solidarität der Generationen füreinander. Das solidarische Umlageverfahren ist also ökonomisch krisensicherer als die individuelle Vorsorge durch eine Kapitaldeckung, bei jeder nach seinen finanziellen Möglichkeiten seine Altersvorsorge durch einen Kapitalstocks selber anspart.

Verheißener Vorteil: Kapitalmarkt

Die verheißene prinzipielle Vorteilhaftigkeit der privaten, kapital-gedeckten Finanzierung der Alterssicherung ist in der Finanzkrise widerlegt worden. So sind die Garantiezinsen für die Lebensversicherung im Jahr 2011 von 2,25 Prozent auf 1,75 Prozent abgesenkt worden, und auch die Renditezusagen der neueren Riesterverträge fallen geringer aus. Jetzt werden die Propagandisten des Ausstiegs aus der Gesetzlichen umlage-finanzierte Rente kleinlaut. Die FAZ titelte am 21. Juli 2012: „Altersvorsorge Betriebsrente ist in Gefahr. Die Pensionskassen können nur noch Anleihen

mit niedrigen Zinsen aufnehmen. Der darauf folgende Anlagenotstand lässt die Renten schrumpfen.“ Diese Meldung der letzten Tage macht vielen Menschen Angst vor Altersarmut, hatte man doch überall geraten, eine sichere Altersvorsorge auf dem Kapitalmarkt aufzubauen. Ratlosigkeit und Furcht vor Altersarmut machen sich auch bei Pensionskassen und Unterstützungskassen breit. Das Problem, vor dem alle Versorgungswerke – und auch die kirchlichen – stehen, lässt sich an der Renditeentwicklung deutscher Bundesanleihen ablesen: Warfen die Papiere im Jahr 2002 noch einen üppigen Ertrag von mehr als fünf Prozent ab, sind es heute gerade einmal 1,2 Prozent. Die sinkenden Zinsen für Staatsanleihen sind zu einer ernststen Bedrohung für Betriebsrenten geworden. Rund 190 Milliarden Euro haben die etwa 150 Pensionskassen, Direktversicherer und Pensionsfonds für ihre 17 Millionen Kunden angelegt. Fast 90 Prozent in Anleihen, die vor zehn Jahren bis zu fünf Prozent Zinsen brachten. Auslaufende Papiere müssen ersetzt werden – doch die Bedingungen haben sich verschlechtert. Zieht man bei 1,2 Prozent Rendite den Inflationsausgleich ab, machen die Versicherer mit den einst lukrativen Bundesanleihen sogar Verluste. Prof. Bernd Raffelhüschen, eifriger Verfechter der privaten Vorsorge, warnt jetzt: „Die niedrigen Zinsen stellen viele Einrichtungen der betrieblichen Altersvorsorge vor ernste Schwierigkeiten.“ Hochrechnungen belegen eine dramatische Entwicklung: Sollte die Phase der Niedrigzinsen weiter anhalten, könnten von 1000 Euro, die ein Rentner heute erwarten kann, in fünf Jahren 650 Euro übrig bleiben. Was hier über den Kapitalmarkt gesagt wird, trifft auch auf die kirchlichen Anleger zu.

Welche Kapitalmarkt-Akteure die Kirchen mit ihren mehr als eine halbe Million Mit-

arbeitern in Kirche und Diakonie mittlerweile geworden sind, geht aus einer kleinen Meldung hervor. Die „Feri-Euro-Rating-Agentur“ erwähnt eigens, dass sie neben dreißig Versicherungen und Versorgungswerken auch bei kirchlichen Anlegern nachgefragt habe, ob sie mit der vorgesehenen Abschaffung eines offenen Immobilien-Spezialfonds einverstanden wären.

Umkehr

Die Dramatik der Wirtschafts- und Finanzkrise hat der damalige Vorsitzende des EKD Bischof Wolfgang Huber im Vorwort des Wortes der EKD zur globalen Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise „Wie ein Riss in der einer hohen Mauer“ (2009) deutlich benannt und die Krise mit einer Zeitenwende verglichen: „Wo eben noch Privatisierung und Deregulierung als wirtschaftliche Heilsbringer galten, war plötzlich der Ruf nach dem starken Staat zu hören“. Die EKD greift ein Prophetenwort auf und spricht in einer bisher kaum praktizierten Deutlichkeit die epochale Bedeutung der weltwirtschaftlichen Erschütterungen an. Wolfgang Huber fordert nichts weniger als eine Umkehr ein: „Aus dem geforderten Umschwung muss eine Umkehr werden“, weil es „nicht mehr so weiter gehen kann wie bisher“. Was aber bedeutet diese Umkehr?

Wenn es eine Umkehr geben soll, dann sind die Kirchen selber auch gefordert, solche Schritte zu einer Neuorientierung zu gehen. Die ökumenische Stellungnahme „Justice, not Greed“ hat den Kirchen des reichen globalen Nordens eine „Komplizenschaft“ mit dem Kapitalismus vorgeworfen. Dass sich diese „Komplizenschaft“ geradezu exemplarisch an der Finanzierung der Kirchenpensionen zeigt, soll im Folgenden dargelegt werden.

Mit der Rentenreform 1957 unter Bun-

deskanzler Adenauer wurde die Rente zu einer Lohnersatzleistung und einem Lohn für Lebensleistung. Nun aber drohen nach den Rentenreformen seit Rot-Grün Millionen Rentnerinnen und Rentner in Armut abzurutschen. Die Ursachen sind weithin bekannt und auch unumstritten: Die Rentenpolitik sowie die Arbeitsmarktentwicklung. Der grundlegende Paradigmenwechsel in der Rentenpolitik seit der rot-grünen Koalition bestand in einem Abschied von der Lebensstandard-Sicherung, der Senkung des Rentenniveaus und der Propagierung einer privat finanzierten Rente, der Riesterreute.

Nachdem die Gesetzliche Rentenversicherung bewusst geschwächt worden war, hat die Bundesregierung dringend eine Absicherung der Altersvorsorge auf dem Kapitalmarkt empfohlen. Nach eben diesem Prinzip arbeiten die Kirchlichen Versorgungskassen: Die Beiträge der Mitglieder bilden ein Kapital, aus dessen Zinsen und Renditen die Ruhegehälter (mit)gezahlt werden. Nur eine Anmerkung soll auf die theologische Blindheit verweisen: Martin Luther schrieb noch auf der Basis des biblischen Zinsverbotes, dass eine Kirche, die Zinsen nehme, den Namen Kirche ablegen solle. Dass Kirchen ihr ganzes Rentensystem auf Zinszahlungen aufbauen könnten, hätte Luther nicht für möglich gehalten.

In den Boomjahren des Finanzkapitalismus hatten manche Kirchen im Einklang mit den politischen und ökonomischen Eliten die Pfarrerpensionen und auch die Zusatzversorgung ihrer Mitarbeitenden in Kirche und Diakonie teilweise sogar gegen teilweise heftigen Widerstand auf das Kapitaldeckungs-Verfahren umgestellt. Sie wollten von den Renditen auf dem Kapitalmarkt profitieren. Die EKHn hat seit dem Jahr 2000 den Ausstieg beraten. Sie erhofft sich mindestens zehn Millionen Mark jähr-

lich sparen zu können, wenn ein Teil der Ruhegehälter von Kirchenbeamten in Zukunft nicht mehr von der Bundesanstalt für Angestellte (BfA) ausgezahlt, sondern von der Evangelischen Ruhegehaltskasse (ERK) und der Versorgungsstiftung der EKHN übernommen würde. Manche Finanzchefs haben der Synode oder den leitenden Gremien deutlich gemacht, dass ein Verbleiben in der umlage-finanzierten Rente zu teuer würde. Dem 10-Millionen-Argument war der frühere SPD Sozialminister Armin Clauss mit dem Argument entgegen getreten, dass ein Ausstieg aus der Rentenversicherungsanstalt Verrat an der Solidargemeinschaft der Rentenzahler sei. Nach Meinung des Theologischen Ausschusses der Kirchensynode sei die Rentenzahlung keine ethische Frage, sondern eine bloße Sachentscheidung. Allerdings gebe es ethische Grenzen für Anlagen auf dem Kapitalmarkt entsprechend den Anlagegrundsätzen für „ethisches Investment“ der Landeskirche. Die Kirche habe mit dem ihr anvertrauten Geld wirtschaftlich sinnvoll umzugehen.

Komplizenschaft mit dem Finanzkapitalismus konkret: Altersversorgung am Kapitalmarkt.

Die vermeintliche Überlegenheit der Kapitaldeckung war ein maßgeblicher Grund für die Abkehr von der umlage-finanzierten Renten und die Einführung der kapitalmarkt-gedeckten Pensionen und kirchlichen Zusatzversorgungs-Kassen. Doch nun zeigt sich, dass die in sie gesetzten Erwartungen bei weitem nicht erfüllt werden. Insbesondere die Annahme einer deutlich höheren Rendite und damit kostengünstigere Pension als die umlage-finanzierte Rente erwies sich als blanke Illusion.

Diese Erkenntnis bedeutet, dass die Kirchen in die Irre gegangen sind. Die Kritik dieser warnenden Stimmen gegen eine ka-

pitalmarkt-gedeckte Rentenfinanzierung hat sich nunmehr in der Finanzmarktkrise als „Sündenfall“ bewahrheitet.

Eine Kirchliche Versorgungskasse wirbt in ihrem Internetauftritt:

„Unsere Kapitalanlagen: Sicher und renditestark für einen wirkungsvollen Rentenaufbau. Wir verwalten für unsere beteiligten Arbeitgeber und unsere Versicherten aus dem kirchlich-diakonischen Bereich Kapitalanlagen in Höhe von über fünf Milliarden Euro. Die Anlage der eingezahlten Beiträge erfolgt sowohl sicher als auch renditestark und sorgt so für einen wirkungsvollen Rentenaufbau. ... Ein umfangreiches Risikomanagement ermöglicht uns eine effektive strategische und taktische Steuerung der Kapitalanlagen.“

Die geschäftsmäßige Verwaltungsauskunft neutralisiert die tatsächliche Verstrickung in ein Finanzsystem mit der Kapitalmacht von über 5 Milliarden Euro und macht sie zu einem Vorgang, geschäftsmäßig Renditen zu erwirtschaften. Der „wirkungsvolle Rentenaufbau“ zur Sicherung eines sorglosen Ruhestandes wird zu einem Vorgang einer „effektiven strategischen und taktischen Steuerung der Kapitalanlagen“. Die Rendite-Erwartungen jedoch verstricken in den finanzmarkt-dominierten Kapitalismus, der durch ethische und ökologische Kriterien der Nachhaltigkeit beim Investitionsverhalten nach der Maßgabe „sicher und renditestark“ aufgehoben oder ethisch neutralisiert werden kann.

Die Abkehr vom umlage-finanzierten solidarischen Verfahren und die Hinwendung zur Kapitaldeckungsverfahren am Kapitalmarkt ist nicht nur ein finanztechnisches Problem; sie bedeutet sozialetisch, dass die Kirche auf den fatalen Erfolg eines renditeträchtigen Finanzsystems für die Finanzierung der Pensionen setzt und dafür

die solidarische Absicherung der Rente über die Generationen hinweg schmälert. Sie zieht somit ihren Vorteil aus einem System, das auf renditeträchtige Anlage bedacht ist und Finanzmittel ins Kasino spült. Die Kirchen treiben gerade dadurch den Kasino-Kapitalismus an. Wer seine Pensionen und Renten über den Kapitalmarkt finanziert, der muss auch ein Interesse daran haben, dass der Kapitalmarkt möglichst hohe Renditen abwirft.

Solidaritätskosten

Die Politiker haben die umlage-finanzierte Rente mutwillig zerstört. Sie haben damit die Solidarität zwischen den Generationen deformiert. Ihr Hauptargument war die Überalterung der Gesellschaft, welche individuelle Eigenvorsorge auf dem Kapitalmarkt erfordere. Nun aber zeigt sich, dass diese Versprechen widerlegt sind. Die umlage-finanzierte Rente war immer auch Ausdruck der Solidarität derer, die arbeiten mit jenen, die nicht mehr arbeiten. Die Umkehr bedeutet sozialetisch eine Stärkung der Solidarität. Eine umlage-finanzierte Rente ist deshalb auch Ausdruck der Solidarität im Sozialstaat. Die Kosten für eine armutsfeste und würdige Rente und die Verhinderung von Armut sind so hoch, wie die Kosten zur Vermeidung von Altersarmut einer Gesellschaft es wert sind. Die soziale Alterssicherung ist nicht nur als eine Finanzierungsfrage zu begreifen, die sie sich über individuelles Sparen oder Kapitalbildung lösen ließe. Sie ist vielmehr immer auch Ausdruck gesellschaftlicher Solidarität, bei der diejenigen, die arbeiten, für die einstehen, die nicht mehr (und noch nicht) arbeiten. Diese Solidarität kann politisch gestärkt oder auch geschwächt werden.

Die Abkehr von der umlage-finanzierten Rente und die Hinwendung zur kapital-

gedeckten Finanzierung der Pensionen und kirchlichen Betriebsrenten haben die Solidarität geschwächt und deformiert. Dabei ist Deutschland so reich wie nie zuvor: Die Deutsche Bundesbank berichtet, dass die privaten Geldvermögen in Deutschland im Jahr 2011 auf 4,825 Billionen Euro gestiegen sei und gegenüber 2009 sogar im Krisenjahr sogar ein Plus von 203 Mrd. Euro verzeichnet – die freilich extrem ungleich verteilt sind. Und trotzdem wagt man es, in dieser reichen Gesellschaft zu sagen, dass dieser Reichtum nicht für eine Verhinderung von Armut im Alter und einer würdigen solidarisch finanzierte Rente ausreichen würde.

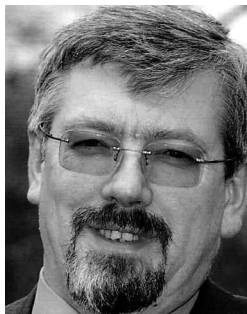
Umkehr zu Solidarität

Statt die bisherigen Strukturen der Solidarität zu stärken und sozialstaatlich auszubauen, haben auch die Kirchen im Einklang mit den politischen und ökonomischen Eliten die Legitimation der solidarischen Sicherungssysteme durch politische Entscheidungen gesellschaftlich fahrlässig demontiert. Diese Demontage der sozialen Sicherungssysteme hat die gesellschaftliche Solidarität deformiert und die Altersarmut verursacht. Die gesellschaftliche Solidarität wurde politisch ausgehöhlt und deshalb Altersarmut auch politisch verursacht.

Der Lackmustest für die Ernsthaftigkeit der Kirchen mit ihrer Kritik am Finanzkapitalismus, und ihrer Forderung nach einer „Umkehr“ ist Abkehr von der kapitalgedeckten Finanzierung der Pensionen. Die kirchlichen Eliten waren Komplizen der politischen Deformation des Sozialstaats. Sie haben die marktradikalen, neoliberalen Glaubensbekenntnisse übernommen, dass man mehr auf die Rendite-Verheißungen des Kapitalmarktes als auf die Solidarität der Menschen vertrauen könne. Sie haben der öffentlichen Propaganda

zu wenig widerstanden und sich orientierungslos in eine Art Geiselhaut einfangen lassen. Und deshalb haben sie auch im Einklang mit den politischen und ökonomischen Eliten durch die Kritik an der umlage-finanzierten Rente und durch die Umstellung auf die Kapitaldeckung von Renten und Pensionen den Prozess der Erosion gesellschaftlicher Solidarität faktisch befördert und den Finanzkapitalismus durch die Zuführung von Kapital in den Pensionskassen gestärkt. Als Mitspieler der faktischen Deformierung der solidarischen Rentenfinanzierung durch die Anpassung an den Finanzkapitalismus sind die Kirchen also mitverantwortlich. Hier tut eine Umkehr der Kirchen Not, die sich in der Abkehr von der kapital-gedeckten Finanzierung der Renten und Pensionen ihrer Beschäftigten zeigt.

Prof. Dr. Franz Segbers, alt-katholischer Pfarrer, geb. 8.8.1949 in Gelsenkirchen. 1969–1976: Studium der katholischen Theologie und der Sozialwissenschaften an der Universität Münster/Westfalen. 1978–1985: Mitar-



Franz Segbers

beiter in der Arbeitsstelle für Betriebsseelsorge in Frankfurt-Höchst im Bistum Limburg. 1985: Promotion in Sozialethik an der Universität Würzburg. 1986–1988: Pfarrvikar in der alt-katholischen Gemeinde Heidelberg. 1988–2002: Dozent für Theologie und Sozialethik an der Evangelischen Sozialakademie Friedewald. 1999: Habilitation in Evangelischer Sozialethik über die „Hausordnung der Tora. Biblische Impulse für eine theologische Wirtschaftsethik“ (3. Aufl 2002).

1999: Berufung zum Privatdozenten für Evangelische Sozialethik an der Philipps-Universität Marburg. Ab 2002: Referent für Ethik im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau. 2004: Berufung zum außerplanmäßigen Professor für Sozialethik, Universität Marburg. Veröffentlichungen insbesondere zu Themen der Arbeits- und Wirtschaftsethik.

Auswahlbibliographie:

Streik und Aussperrung. Eine sozialethische Bewertung, Düsseldorf 1976

Zus. mit Chr. Gremmels, Am Ort der Arbeit. Zu einer Theologie der Arbeit, Mainz 1981

Zus. mit Heiner Ludwig, Handbuch der Arbeitspastoral, Mainz 1982

Zus. mit Kuno Füssel: „... so lernen die Völker des Erdkreises Gerechtigkeit.“ Ein Arbeitsbuch zu Bibel und Ökonomie, Luzern 1995

Hausordnung der Tora. Biblische Impulse für eine theologische Wirtschaftsethik (Luzern 1. Aufl 1999; 3. Aufl 2002)

Zus. mit U. Becker, Logik der Ökonomie – Krise der Arbeit, Mainz 2001

Zus. mit W. Hanesch und K. Koch, Öffentliche Armut im Wohlstand. Hamburg 2004

Ökonomisierung der Diakonie, Frankfurt 2004
Zus. mit Ulrike Sehring. Ethisch handeln im Krankenhaus, Frankfurt 2005

Art. Wirtschaft und Religion, in: Peter Eicher (Hg.), Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 4, München 2005, 446–452.

Jürgen Klute, Franz Segbers, „Gute Arbeit verlangt ihren gerechten Lohn.“ Tarifverträge für die Kirchen, Hamburg

Zus. mit Ulrike Sehring: Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Ethisch handeln in der Pflege. Eine Handreichung für den Alltag, Frankfurt 2009.

Zus. mit Wolfgang Gern, Als Kunde bezeichnet, als Bettler behandelt. Erfahrungen aus der Hartz IV Welt, Hamburg 2009.

Freiwilligendienst in Tansania

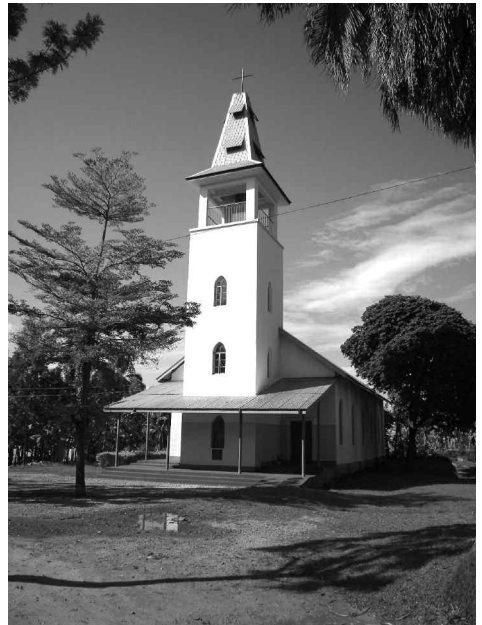
Von Nadine Segadlo

Am 27. August 2011 ist der Startschuss für meinen Freiwilligendienst in Tansania gefallen. Nach einem schweren Abschied von den Eltern und meinem Bruder auf dem Düsseldorfer Flughafen habe ich mich mit Charlotte, Jonas und Carina über Istanbul auf den Weg nach Dar es Salaam gemacht. Dort sind wir nachts um 2.30 Uhr angekommen und wurden am Flughafen von einigen Mitarbeitern des VEM-Regionalbüros in Dar es Salaam in Empfang genommen und in ein Hostel gebracht. In den folgenden zwei Tagen hieß es für uns, die größte Stadt Tansanias etwas zu erkunden und damit zu beginnen, in das Leben Afrikas einzutauchen. Direkt hinter dem Hostel haben wir schon den Indischen Ozean gesehen, ein unglaublich schöner Anblick. Es sind total viele neue Eindrücke auf mich eingepprallt: das erste Kind, welches uns „Wazungu“ (Weiße) hinterher gerufen hat, Verkehrschaos und Staus, Straßenhändler, die einem etwas verkaufen wollen. Es scheint, als gäbe es viele Gegensätze: Wir waren in einem riesigen Shopping Centre, welches uns wieder nach Europa entführt hat, um uns eine tansanische SIM-Karte für unsere Handys zu kaufen. Wir sind das erste Mal mit dem Daladala (kleiner Bus, öffentliches Verkehrsmittel) eng eingequetscht durch die Straßen gefahren und haben Bettler durch den Staub kriechen sehen.

Dann haben sich die Wege für uns vier Tansania-Volontäre getrennt. Jonas und Carina haben sich mit dem Bus auf den Weg zu ihren Einsatzstellen im Nordosten des Landes gemacht. Charlotte und ich sind mit dem Flugzeug erst nach Mwanza und

von dort aus weiter über den Viktoriasee nach Bukoba geflogen.

Wie froh war ich, dass wir am Flughafen von unserer Mentorin Joyce und einigen meiner zukünftigen Arbeitskollegen sehr herzlich in Empfang genommen wurden! Nach einem kurzen Antrittsbesuch beim Generalsekretär der Nordwest-Diözese der evangelischen-lutherischen Kirche von Tansania (ELCT), unserem Gastgeber, hat Joyce uns zu meinem „neuen“ Zuhause gebracht. Ich wohne in einem Tagungszentrum der Kirche in einer wirklich sehr schönen Wohnung. Dieses liegt in dem Teil Bukobas, der sich Kashura nennt. Man fährt dazu etwas aus dem Stadtzentrum heraus, den Berg hinauf. Zwischendurch hat man immer wieder wunderschöne Blicke auf den Vik-



Kirche der Gemeinde Kashura

toriasee. An der Straße befindet sich die Kirche und ein Stück dahinter dann das Kashura Women Centre, in dem ich wohne. Es war anfangs schon ein komisches Gefühl, als Joyce sagte: „Karibu (Willkommen) Nadine, das ist nun dein Zuhause für ein Jahr!“

Die Wohnung ist sehr komfortabel. Ich wohne dort zusammen mit Lilian. Sie ist Tansanierin und arbeitet ebenfalls für die ELCT, im Menschenrechts-Department. Jeder von uns hat ein Zimmer mit zwei Betten. Seit neuestem ist unsere Küche nicht nur mit einem Herd und Backofen, sondern auch mit einem Kühlschrank ausgestattet. Im Bad gibt es Waschbecken, Spiegel und eine europäische Toilette. Als Dusche benutzen wir eine Schüssel und einen Becher zum Wasserschöpfen. Das funktioniert wirklich hervorragend.

In der Küche und im Bad stehen zwei große Tonnen mit Wasser, für den Fall, dass es mal kein Wasser gibt. Das kann alle paar Tage mal vorkommen. Als ich Lilian darauf angesprochen habe, meinte sie nur: „Das ist Afrika. Wir müssen nur immer sehen, dass die großen Behälter gefüllt sind.“ Ich habe dann gefragt, ob es auch mal vorkommen kann, dass die Wasser-Vorräte aufgebraucht sind. Aber sie hat mir versichert, dass das noch nie vorgekommen ist. Bis jetzt hat es auch immer geklappt. Die Stromversorgung ist hier in Bukoba ziemlich gut, weil der Strom aus Uganda bezogen wird. Allerdings gab es im Kashura-Women-Centre schon das ein oder andere Mal Stromausfall, und bei sehr heftigem Gewitter kann es auch passieren, dass der Strom weg ist. Für diesen Fall haben wir einen Kocher, der mit Öl funktioniert und auf dem man auch sehr gut kochen kann. Es dauert eben nur etwas länger, und man kann nur einen Topf auf einmal darauf stellen.

Ich muss sagen, dass ich jeden Tag mehr versuche, mich in den tansanischen Alltag einzuleben. Lilian ist mir dabei eine wirklich große Hilfe, und ich bin sehr froh, mit ihr zusammen zu wohnen. So habe ich jemanden, mit dem ich sprechen kann, der mir hilft, mein Kiswahili zu verbessern. Zum anderen zeigt Lilian mir das Kochen. Das ist doch etwas anders als in Deutschland. Mittlerweile weiß ich, wie man Matoke (Kochbananen) schält, wie man Mandazi (in Öl gebackenes Gebäck) und Chapati (eine Art Teigfladen) macht. Ich kann Reis waschen und vorher Staub und andere Körner herausschütteln. Das ganze dauert bei mir zwar noch etwas länger, aber es ist ja noch kein Meister vom Himmel gefallen. Das Essen schmeckt mir hier wirklich gut, besonders, wenn Lilian und ich kochen. Es war allerdings zu Beginn eine ziemliche Umstellung für mich, tagsüber ziemlich wenig zu essen und dann abends warm zu kochen. Morgens essen wir entweder Toast – ja, wir haben auch einen Toaster! – oder selbstgebackenes Brot – ich versuche mich jetzt am Brotbacken, kämpfe allerdings noch etwas mit der Hefe – und trinken Tee. Bei der Arbeit heißt es meist so gegen 12.30 h „Karibu chai!“. Dann gibt es sehr süßen Tee mit Milch und dazu entweder Brot, Brötchen oder Karanga (Erdnüsse). Abends kochen Lilian und ich dann zusammen. Wir essen zum Beispiel Kochbananen, Reis, Ugali (Maisbrei) oder Kartoffeln mit gekochtem Gemüse wie Tomaten, Paprika, Karotten, manchmal auch Kohl, Bohnen oder Auberginen. Fleisch gibt es, seit wir einen Kühlschrank haben, auch ab und zu. Der Fisch schmeckt hier aber auch sehr gut, nicht zu vergessen das Obst. Ananas, Wassermelone, Bananen, Papaya – einfach köstlich.

Mein Arbeitsalltag hier: Jeden Morgen stehe ich um 6.40 Uhr auf, mache mich

fertig und frühstücke mit Lilian. Danach gehen wir zur Straße und werden immer von irgendjemandem zum Gelände der ELCT mitgenommen. Dort findet um 7.30 h für alle Mitarbeiter der ELCT eine Andacht statt, die jeden Morgen von einem anderen Mitarbeiter gestaltet wird. Diese dauert ungefähr eine halbe Stunde. Danach geht jeder in sein Büro und beginnt mit der Arbeit.

Ich arbeite nun für HUYAWA, ein Programm der ELCT für Waisen, Halbwaisen und bedürftige Menschen in der Kagera-Region das sich besonders um Kinder kümmert, die Waisen aufgrund von HIV/AIDS geworden sind. HUYAWA ist die Abkürzung für „Huduma ya watoto“. Das ist Kiswahili und bedeutet „Dienst für die Kinder“. Dieser Dienst wird in vier verschiedenen Bereichen angeboten. Zum einen ist das der Bereich Bildung. Hier wird sichergestellt, dass die Waisen die Chance haben, eine angemessene Schulbildung zu erhalten. HUYAWA bezahlt zum Beispiel die Schulgebühren, Schuluniformen und Schulmaterialien. Dann gibt es einen Dienst im Bereich Gesundheit, der sich um die medizinische Versorgung der Kinder kümmert. Durch das Rechtsdepartment wird bei Konflikten, beispielsweise innerhalb von Familien, Hilfe angeboten. Im Bereich der sozialen Unterstützung werden Seminare zur HIV/AIDS-Prävention vorbereitet und durchgeführt, Hilfe bei Hausrenovierungen oder Neubauten gegeben und psychologische Unterstützung angeboten. Diese psychologische Unterstützung macht einen wesentlichen Teil der Arbeit aus: Die Familien in den Dörfern besuchen, zuhören, wenn sie von ihrem Schicksal erzählen und ihnen somit das Gefühl geben, da ist jemand, der sich für sie interessiert und sich um sie kümmert.

Die Arbeit von HUYAWA funktioniert

folgendermaßen: Es gibt 180 so genannte Field Assistants, die Waisen und Familien in den Dörfern identifizieren, sich ihre Probleme anhören und versuchen, sie zu lösen. Ist das auf dieser Ebene nicht möglich, wird der zugehörige District Coordinator eingeschaltet. Davon gibt es acht Personen, die jeweils für einen Bezirk der Kagera-Region, einen der Regierungsbezirke Tansanias, zuständig sind. Ist es notwendig, die betroffene Familie in einem der vier Dienstbereiche HUYAWAs zu unterstützen, wird der Fall an das Hauptbüro in Bukoba weitergegeben.

Ich habe mittlerweile schon einige Einblicke in die Arbeit von HUYAWA bekommen. Im Büro helfe ich, wo ich kann, indem ich Reportagen, Listen oder Briefe abtippe, die existierende Datenbank aller Familien vervollständige oder Berichte der Field Assistants einhefte. Mein Chef, Pastor Mbuga, nennt mich den „Communication Officer“. Das bedeutet, ich bin für die Fotos zuständig. Einige Male war ich nun schon mit den Mitarbeitern von HUYAWA „in the field“. So nennen sie es immer, wenn sie Familien in den Dörfern besuchen. Dort sollte ich dann zum Beispiel Fotos machen, um die Arbeit HUYAWAs zu dokumentieren. Es kann auch vorkommen, dass ein Kind in das HUYAWA-Büro kommt und um Unterstützung bittet. Dann werden die Personalien und die Lebensgeschichte des Kindes aufgenommen, und ich mache ein Foto. Ich habe jetzt damit angefangen, eine Foto-Datenbank anzulegen.

Besuch bei einer Mutter mit 6 Kindern

Die Fahrten in die Dörfer zeigen mir noch mal eine ganz andere Welt. In den Dörfern sieht man Lebensumstände, die man sich eigentlich gar nicht vorstellen kann. Menschen, die jeden Tag um das

Nötigste zum Leben kämpfen müssen, die Eltern oder Elternteile verloren haben, die leiden, unter physischen oder psychischen Krankheiten. Ich habe aber auch schon große Dankbarkeit gesehen und Freude über Fürsorge. Die einen sind glücklich über ein Haus aus Stein, das mit HUYAWAS Hilfe für sie gebaut wurde. Ein anderer freut sich über das Leben in einem Zentrum für Menschen mit Behinderung, in dem er Gesellschaft und Fürsorge erfährt. Andere tanzen, singen und danken Gott für die erfahrene Unterstützung.

Einige Schicksale gehen mir schon sehr nah, besonders zurzeit, wo ich die Datenbank vervollständige. In den Papieren liest man von Kindern, die mit ihren Großeltern leben, weil die Eltern aufgrund von HIV/Aids gestorben sind. In anderen Situationen ist nur noch die Mutter am Leben. Sie ist allerdings auch an HIV/Aids erkrankt. Einige leben in schrecklichen Verhältnissen. Ihr Feld ist zu klein, um die Familie zu ernähren, und das Haus ist vollkommen instabil, sodass man nicht weiß, ob es den nächsten Regen übersteht

Auf einmal waren sie da, die vermehrten Kontakte. Plötzlich hatte ich verstanden, dass man hier keinen Grund braucht, um Nachbarn, Freunde oder Bekannte zu besuchen. Man kann einfach immer kommen und wird mit offenen Armen empfangen. Meine Nachbarn in Kashura kennen mich nun und fragen deshalb auch immer, wann ich dann wiederkomme, um sie zu besuchen, oder andere fragen mich das auch. Man muss hier nie alleine sein.

Es kann also sein, dass ich nach der Arbeit bei einer netten und freundlichen Nachbarin vorbeigehe, mich mit ihr ins Gras vor ihr Haus setze und mich mit ihr unterhalte, oder ich gehe bei anderen Nachbarn vorbei und bekomme erst einmal einen Tee, oder ich sehe, dass eine Nachba-

rin vor ihrem Haus sitzt und Bohnen sortiert. Ich setze mich dann dazu, helfe mit, und wir unterhalten uns. Oder ich gehe beim Pastor vorbei und tausche mit ihm und seiner Familie Neuigkeiten aus. Oder ich besuche andere Freunde und Bekannte, wo ich dann meistens noch etwas dafür bekomme, dass ich sie besucht habe.

Oder ich bekomme selber Besuch. Vor allem die Nachbarskinder stehen oft vor der Tür und wollen mit „Teacher Nadine“ Gitarre spielen, malen, etwas naschen oder einfach nur vorbeikommen.

Wie ich mich weiterentwickele

Der Chor ist ein Beispiel dafür. Die Proben jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag und der Auftritt am Sonntag im Gottesdienst sind ein fester Bestandteil meines Alltags.

Wenn wir die Schritte einer neuen Tanz-Choreografie gelernt haben, dachte ich anfangs noch, das wirst du niemals lernen. Jetzt mache ich das so wie die anderen Chormitglieder auch. Ebenso geht es mit den Liedern. Der Liedtext wird aufgeschrieben, aber schon bald wird das Heft zur Seite gelegt – man kann ja auch schlecht mit Heft in der Hand tanzen – und ich kann den Text auch so mitsingen.

„Teacher Nadine“ hat ihre Karriere gestartet

Seit Anfang November unterrichte ich zwei Tage die Woche an der Kibeta English Medium Primary School (KEMPS). Dies ist eine Grundschule in Trägerschaft der ELCT, der evangelisch-lutherischen Kirche in Tansania, eine English Medium Primary School. Also wird auf Englisch unterrichtet. In Tansania reicht die Grundschule von der ersten bis zur siebten Klasse. Vor der ersten Klasse gibt es die Vorschule. Vor dem Antritt meines Freiwilligendienstes

hieß es, dass ich bei HUYAWA arbeiten und bei KEMPS unterrichten werde. Zur Zeit unserer Ankunft in Bukoba waren allerdings Ferien, sodass ich erst nur bei HUYAWA war. Zum Eingewöhnen war das auch sehr gut. Mit dem Unterrichten bei KEMPS ist dann noch mehr Abwechslung in meinen Arbeitsalltag gekommen. Dienstag und Donnerstag bin ich nun in der Schule.

Zu Beginn habe ich bei KEMPS in verschiedenen Klassen zugeschaut, und dann hieß es „Was kannst du dir denn vorstellen zu machen, Nadine?“ Nicht etwa: Wir möchten, dass du in dieser Klasse dieses Fach unterrichtest, sondern ich konnte alles selbst entscheiden. Dabei habe ich mich aber doch an dem orientiert, was meine Vorgängerinnen hier gemacht haben. Folglich habe ich dann Vocational Skills, eine Mischung aus Kunst und Musik, und Sport in der Pre-School, Standard I und Standard II, also der Vorschule, der ersten und zweiten Klasse, unterrichtet.

Das Unterrichten macht wirklich Spaß, erfordert aber auch viel Kreativität, Geduld und Durchsetzungsvermögen, wenn man so eine „Horde“ von mehr als 40 Erstklässlern bändigen muss. Man ist an allen Ecken und Enden gefordert. Plötzlich fängt ein Kind an zu weinen, ein anderes findet den Bleistift nicht wieder, der dritte sucht den Pullover, in einer Ecke schlagen sich auf einmal zwei, und der Nächste hat Nasenbluten – das ist alles schon vorgekommen, und „Teacher Nadine“ muss vollen Einsatz zeigen.

Mit meiner Gitarre habe ich die Kinder auf jeden Fall beeindruckt. Zu Anfang hatte ich den Jungschar-Klassiker „Wenn der Sturm weht“ einfach in „When the storm blows“ übersetzt. Alle singen wirklich gern. Es ist sehr schön, wenn man aus verschiedenen Ecken das Lied, das wir vorher

gesungen haben, leise vor sich hin gesummt hört, wenn die Kinder zum Beispiel malen oder andere Aufgaben machen. Witzig ist es auch, dass bei Liedern, bei denen verschiedene Bewegungen gemacht werden, die Hälfte der Klasse Luftgitarre spielt, also meine Bewegungen der Gitarre Spielens nachmacht. Auch werde ich ständig gefragt, „Teacher, when do you come to teach us?“ So habe ich im November meine ersten Erfahrungen als Lehrerin gesammelt. Im Dezember war die Schule dann wegen der Ferien geschlossen und begann im Januar wieder als neues Schuljahr. Alle sind jetzt ein Schuljahr weiter gekommen. Mein Name steht jetzt im Stundenplan, und jedes Mal, wenn ich im Begriff bin, eine Klasse zu betreten, dann dröhnt mir „Teacher Nadine, Teacher Nadine“-Geschrei entgegen. Wenn ich anfangs, meine Sachen zusammen zu packen, dann werde ich ganz bestürzt gefragt, ob ich denn schon gehen wolle. Haben wir dann mal ein Lied nicht gesungen, dann heißt es zum Beispiel „Teacher, what about making melodies?“ Dann muss ich sie auf nächstes Mal vertrösten.

In der Pre-School haben wir jetzt ganz neue, ganz kleine Schüler(innen), die natürlich noch kein Wort Englisch können. Auch welche, die nicht einmal Kiswahili können, sondern nur Kihaya, die Sprache der Region. Folglich haben wir viel Arbeit. An das weiße Mädchen, das da plötzlich vor ihnen stand, mussten sie sich auch erst mal gewöhnen. Einige sind scheuer, aber andere wollen auch gleich die weiße Haut und die anderen die Haare anfassen. Es ist beeindruckt, wie viel die ganz Kleinen in der kurzen Zeit, in der sie in der Schule sind, schon gelernt haben. Anfangs war alles noch ziemlich chaotisch, aber ich muss sagen, dass es einfach wunderbar ist, die Fortschritte zu sehen. Manchmal dürfen

die Kleinen noch etwas mit „Lego“ spielen. Da hat letzte Woche die Hälfte der Klasse eine Gitarre gebaut, mir freudestrahlend gezeigt und lautstark einige Lieder gesungen.



Nadine mit Kollegin und Kindern der zweiten Klasse

Meine Arbeit bei HUYAWA

Im HUYAWA-Büro kämpfe ich mich immer noch weiter durch die Datenbank aller von HUYAWA registrierten Familien. Das ist so meine Arbeit, wenn nichts Besonderes ansteht. Allerdings werde ich oft von verschiedenen Mitarbeitern in ihre Büros gerufen, um ihnen bei der Arbeit zu helfen, oder ich soll ihnen technisch beim Computer unter die Arme greifen. Weiterhin bin ich fürs Fotografieren zuständig und das Speichern aller Bilder in der Datenbank.

Zurzeit läuft ein Projekt von HUYAWA aus, bei dem für 60 Familien ein Regenwasser-Tank und für 300 Familien eine Toilette gebaut wurde. Dazu muss jetzt ein Abschlussbericht verfasst werden. Alles muss genau dokumentiert und mit entsprechenden Fotos veranschaulicht werden. Die Namen aller, die von dem Projekt profitiert haben, müssen aufgeschrieben, finale Bewertungen des Projektes vorgenommen

werden. Dabei habe ich viel geholfen, abgetippt, Fotos herausgesucht und dann den ganzen Bericht optisch anschaulich gestaltet.

Immer mal wieder führt mich die Arbeit „in the field“, und das sind schon Highlights, wenn wir Familien in den Dörfern besuchen. Gleichzeitig bringt es mich natürlich auch sehr zum Nachdenken, macht mich an anderen Stellen sprachlos oder betroffen und zeigt mir eine ganz andere Welt.

Am ersten Februar-Wochenende bin ich mit meinem Chef, Pastor Mbuga, nach Chato gefahren. Das liegt ganz südlich in der Nordwest-Diözese. Dort haben wir ein Seminar zum Thema „Stigmatisierung“ abgehalten. Ziel dieser Seminare ist es, zu verdeutlichen, dass Menschen aufgrund von HIV/Aids nicht aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden sollen bzw. dürfen. Generell wird deutlich gemacht, dass man Menschen aufgrund von Hautfarbe, Geschlecht, Behinderung oder Status in der Gesellschaft nicht ausgrenzen soll. In Bezug auf Menschen, die HIV positiv sind, ist es ja genau das Gegenteil. Sie brauchen Unterstützung aus der Gesellschaft, damit sie wissen, dass sie nicht allein und damit abgestempelt sind.

Ein ganz besonderes Erlebnis für mich war ein Treffen mit Schülerinnen und Schülern im Alter von 14 bis 19 Jahren. Hierbei hat jeder Einzelne die Chance bekommen, uns von seiner Lebenssituation zu berichten und HUYAWA an einigen Stellen um Hilfe zu bitten. „Wir möchten euch zuhören!“ Das war in erster Linie das Anliegen. Dort fängt ja auch die Arbeit von HUYAWA an, Familien, Menschen und ihre Probleme kennen lernen, zuhören und dadurch psychologische Unterstützung geben.

Alle Schüler haben ein Elternteil verloren, teilweise sogar beide.

Ein Beispiel ist Fabian: Er ist 17 Jahre alt, und sein Vater ist gestorben, als er noch ganz klein war. Seine Mutter sorgt nun für ihre drei Kinder, hat aber kein Einkommen und deshalb auch kaum Geld, um ihre Kinder in die Schule zu schicken. Sie versucht durch Arbeiten hier und da das Geld für die Schule zusammen zu bekommen. Also müssen die Kinder ab und zu für eine Woche, manchmal auch für einen Monat, zu Hause bleiben, weil kein Geld für die Schule da ist.

Ein anderes Beispiel ist Imakulatha (17 Jahre): Seit 2010 wird sie von HUYAWA bei den Schulgebühren gesponsert. Allerdings gibt es auch noch andere Bedürfnisse im Hinblick auf die Schule, sodass das Bezahlen der Schulgebühren alleine sie nicht viel weiter bringt, im Gegenteil. Sie braucht auch eine Schuluniform, Bluse, Rock, Pull-over und Schuhe. Zwei Garnituren sind optimal, damit man die eine mal waschen kann. Ebenfalls muss für die Abschlussprüfungen am Ende des Schuljahres bezahlt werden. Dann gibt es in der Schule Uji zu trinken. Auch das kostet monatlich Geld, und hat man nicht bezahlt, dann bekommt man auch nichts.

An dieser Stelle möchte ich den 15-jährigen Oscar als Beispiel nennen. Jeden Tag muss er 10 Kilometer zu Fuß bis zur Schule gehen und nachmittags auch 10 Kilometer wieder zurück. Er steht um 5.30 h morgens auf, geht dann den langen Weg zur Schule. Bis dahin hat er noch nichts gegessen. In der Schule hat er für Uji nicht bezahlt und bekommt deshalb auch nichts. Er sitzt in der Schule, muss sich konzentrieren und soll etwas lernen. Nachmittags geht er den ganzen Weg nach Hause zurück, immer noch ohne etwas gegessen zu haben.

Er bittet darum, dass HUYAWA ihm hilft, das Geld für den Uji zu bezahlen. Außerdem hätte er gern ein Fahrrad, denn dann müsste

er nicht zwei Mal am Tag 10 Kilometer zu Fuß laufen.

Hinzu kommt noch, dass es in vielen Schulen nicht genug Lehrer gibt, vor allem für naturwissenschaftliche Fächer. Dann werden die Kinder von HUYAWA gesponsert, können zur Schule gehen und wollen etwas lernen, aber es sind keine Lehrer da – ein Teufelskreis. Wenn man das so hautnah aus den Mündern der Kinder hört und sie vor einem sitzen, dann ist das noch mal ein ganz anderes Gefühl als von Schicksalen im Büro auf dem Papier zu lesen.

Ich bin dann da und erzähle ihnen, dass ich 20 Jahre alt und mit der Schule fertig bin. Da wird mir auch immer wieder deutlich, was für ein Privileg es ist, die Möglichkeit zu haben, jetzt hier zu leben. Wie viele haben diese Chance nicht?! Ich will anfangen zu studieren, wenn ich nach Deutschland zurückkomme. Was weiß ich auch noch nicht, mir stehen ja alle Türen offen. Ist das nicht ungerecht? Wie wenig bewusst ist es uns doch, was unsere Bildung, die wir in Deutschland erlangen können, bedeutet!

In diesen Fällen werden die Bitten aller 18 Schüler von HUYAWA geltend gemacht, und ihnen wird geholfen.

Besonders geprägt hat mich in letzter Zeit die Geschichte von MaGeneroza. Im November bin ich mit dem zuständigen District Coordinator zu ihr gefahren, weil ihr Haus abgebrannt war. Sie stand mit ihren sechs Kindern vor den Trümmern ihrer Existenz. Glücklicherweise konnte sie bei ihren Nachbarn unterkommen.

Ich habe damals Fotos von der Ruine gemacht und im Büro gezeigt. Daraufhin hat HUYAWA entschieden, für MaGeneroza und ihre Kinder ein neues Haus zu bauen. Ich wurde dann nach der Fertigstellung des Hauses eingeladen, um mir das Ergeb-

nis der Arbeit anzugucken. Es ist eine große Freude, das Strahlen in den Augen der Mutter zu sehen, wenn sie mich stolz in ihrem neuen Haus begrüßt.



MaGeneroza und Familie vor neu gebautem Haus

MaGeneroza und ihre Kinder sind Mitglied im Club „Walezi bora“ (gute Fürsorge). Dort haben sich Waisen und Halbwaisen mit den Erwachsenen, die sie betreuen, zusammengeschlossen. Jedes Kind hat ein eigenes Feld, das von allen zusammen bewirtschaftet wird. Damit stellen sie sicher, dass das Grundbedürfnis der Nahrung gedeckt ist und sie HUYAWA darum nicht bitten müssen. Sie treten dann an HUYAWA heran, wenn sie beispielsweise Hilfe bei der Bezahlung der Schulgebühren oder dem Kauf der Schuluniform benötigen. Jeder gibt in diesem Club monatlich einen kleinen Geldbetrag und wenn ein Mitglied ein Problem hat und zum Beispiel ins Krankenhaus muss, kann das aus der Gemeinschaftskasse bezahlt werden. Außerdem treffen sie sich, um gemeinsam zu singen und zu tanzen. Sie machen kleine Handarbeiten und stellen etwas Schmuck her.

Advent, Weihnachten und der Jahreswechsel

Die Advents- und Weihnachtszeit war

anders als in Deutschland, aber dennoch schön. Das Augenmerk liegt doch auf der Botschaft: Jesus wird geboren, und darauf wartet man im Advent. Das ist für mich in der tansanischen Adventszeit besonders deutlich geworden. In Deutschland geht einem der Blick dafür bei dem ganzen Aufwand und Konsum, den wir um Weihnachten herum betreiben, ja doch viel zu häufig verloren.

Vorbereitet hat man sich hier natürlich auch auf Weihnachten, nur dezenter, und alles fing erst drei Tage vorher an. Die Weihnachtsfeiertage habe ich mit Lilian und ihrer Familie in dem Dorf von Lilians Familie verbracht.

Und doch war Weihnachten in Tansania gar nicht so anders wie in Deutschland. Es ist ein Fest der Familie, an dem man gemütlich zusammen ist, Freunden und Verwandten einen Besuch abstattet, an dem man viel isst und ein wenig zur Ruhe kommt.



Nach dem Weihnachtsgottesdienst

Den Jahreswechsel habe ich bei einer Arbeitskollegin in einem tansanischen Dorf verbracht. Man beendet gemeinsam das alte Jahr in der Kirche und startet dort gemeinsam in ein neues. Am Silvesterabend gab es ein Konzert mit verschiedenen Chor-, Tanz- und Gesangsaufführungen. Zwischendurch hat der Pastor immer wieder,

wie im Rückblick, die besonderen Momente im Gemeindeleben des vergangenen Jahres vorgelesen. Gegen 23.00 h wurde das Jahr mit einer kleinen Abendandacht beendet. Dann wurde jedes Licht und jede Kerze gelöscht und ungeduldig warteten alle bis Mitternacht. Dann aber schallte Musik aus allen Boxen, draußen wurde in die Vuvuzelas geblasen, alle sind in lauten Jubel ausgebrochen, haben sich in den Armen gelegen oder einfach nur wie wild losgetanzt. Das war irgendwie unbeschreiblich, aber richtig „cool“!

Ich muss ganz ehrlich sagen, dass ich die Entscheidung für ein Jahr nach Tansania gegangen zu sein, nicht eine Sekunde bereut habe. Ich habe ein völlig anderes Leben kennen gelernt. Als ich in Tansania war, konnte ich mir das Leben in Deutschland nicht vorstellen. Jetzt, wo ich wieder hier bin, kann ich mir das Leben in Tansania nur schwer vorstellen. Es sind eben zwei komplett andere Welten.

Ich denke, dass ich den Wert des Lebens neu schätzen gelernt habe. Ich habe gesehen, welche Vorteile es bringt, in Deutschland zu leben. Ich habe aber auch gesehen, welche Nachteile das Leben hier hat und was wir von den Tansaniern lernen können und umgekehrt.

Ich habe eine völlig neue Form von Gemeinschaft und Gastfreundschaft kennen gelernt, die mich oft zutiefst beeindruckt hat. Der Zusammenhalt und das Zusammensein mit Familie und Freunden stehen dort wirklich über allem, und es wird diesem unglaublich viel Bedeutung beigemessen. Auch habe ich es sehr zu lieben gelernt, das Heute zu genießen und nicht über das Morgen nachzudenken. Ich habe mich sehr gefreut, heute noch nicht zu wissen, was z.B. der 25. November für ein Tag ist und was ich dort vorhabe. Ich habe dort einfach

nicht so gestresst und nach Terminen gelebt.

So traurig und schwer der Abschied in Bukoba auch war, mir wurde doch sehr oft ein tansanisches Sprichwort mit auf den Weg gegeben: „Milima haikutani lakini binadamu wanakutana!“ Berge treffen sich nicht, aber Menschen treffen sich. Und so bin ich mir sehr sicher, dass ich eines Tages viele der lieben Menschen aus Bukoba wieder treffen werde.

Ich habe dort zum Abschied sehr oft einen Ausschnitt aus dem irischen Segenslied „Möge die Straße uns zusammenführen“ zitiert: „... und bis wir uns wieder sehen, halte Gott dich fest in seiner Hand!“

Nadine Segadlo, 1992 geboren, hat ihr Abitur im Jahr 2011 am Gymnasium am Markt in Bünde absolviert. In ihrer Kindheit und Jugend war sie erst Teilnehmerin und später selbst engagierte Mitarbeiterin in der Kinder- und Jugendarbeit der ev.-luth.



Nadine Segadlo

Kirchengemeinde Bünde. Nach ihrem Abitur war sie für ein Jahr als Freiwillige der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Bukoba, Tansania. Dort hat sie als Gast der Nordwest-Diözese der evangelisch-lutherischen Kirche von Tansania im HIV-Aids-Projekt HUYAWA mitgearbeitet sowie an einer englischsprachigen Grundschule unterrichtet. Nach ihrer Rückkehr im August 2012 fängt sie nun an, Politik- und Verwaltungswissenschaften in Konstanz zu studieren.

REZENSIONEN

Ökumenische Grenzgänge – ein latein-amerikanischer Annäherungsversuch

Evangelisches Missionswerk in Deutschland (Hg.), Wie uns der Geist bewegt – Erfahrungen in der Begegnung mit lateinamerikanischen Pfingstkirchen, EMW – Blaue Reihe, Hamburg 2012, 112 Seiten, Abgabe gegen Spende

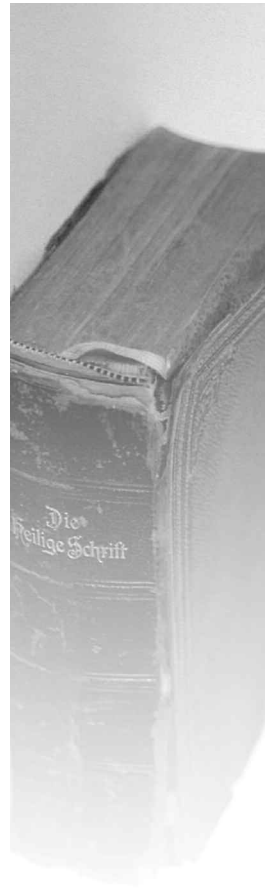
Von Jürgen Schübelin

Seit Jahrzehnten sind die Pfingstkirchen in ihren unterschiedlichsten Ausformungen – gemeinsam mit charismatischen Gemeinschaften anderer Provenienz – die am schnellsten wachsenden christlichen Gemeinschaften Lateinamerikas. Die historischen protestantischen Kirchen mit ihren theologischen Wurzeln in der Reformation reagierten auf diese Herausforderung und durchaus auch als sehr schmerzhaft empfundene Verdrängung lange Zeit mit einer gewissen Sprach- und Hilflosigkeit. Aus dem Nebeneinander erwuchs angesichts fehlender Berührungspunkte und gegenseitigem theologischem Nicht-Verstehen – von Ausnahmen abgesehen – jedenfalls kaum ökumenische Nachbarschaft.

In Gestalt einer ungewöhnlichen Studienreise nach Wittenberg, in sechs deutsche Volkskirchen-Gemeinden so-

wie zum Evangelischen Kirchentag nach Dresden, zu der die Evangelische Kirche in Deutschland 2011 zwölf lateinamerikanische Theologen aus lateinamerikanischen Pfingstkirchen gemeinsam mit Vertretern von mit der EKD verbundenen Partnerkirchen eingeladen hatte, wurde nun zumindest der Versuch unternommen, intensiver miteinander ins Gespräch zu kommen und sich über unterschiedliche Frömmigkeitstraditionen – aber auch politische Sichtweisen auf Lateinamerika und seine Menschen im Zeitalter neoliberaler Krisen – mit Respekt und einer gewissen Neugier füreinander auszutauschen.

Dieser spannende und streckenweise durchaus alles andere als spannungsfreie Prozess ist in dem von Uta André redigierten jüngsten Blaue-Reihe-Band des Evangelischen Missionswerks auf lesenswerte Weise dokumentiert. Bereits in den vergangenen Jahren hatte das EMW in Hamburg mit verschiedenen Publikationen erhebliche Anstrengungen unternommen, um das Wissen über die Pfingstbewegung in Lateinamerika – und ihre bunt gefächerten Ausprägungen – innerhalb einer ökumenisch offenen Leserschaft zu vertiefen.





s der Gei
der Begegnung mit la

Im Fall der von der EKD 2011 organisierten ökumenischen Begegnungsreise, von der in diesem Band die Rede ist, trug zur Annäherung ganz sicher auch bei, dass sich die teilnehmenden Pfingstkirchen-Vertreter klar von neopentecostalen Bewegungen mit einem Wohlstands-Evangeliums-Diskurs – also dem Versprechen an arme Menschen, durch Gottesfurcht und die entsprechende Kirchenzugehörigkeit zu sozialem Aufstieg und Reichtum zu gelangen – sowie anderen, teilweise grotesken Formen der Manipulation von Gläubigen – distanzierten.

Die verschiedenen Beiträge in dem lesenswerten EMW-Band zeigen aber auch, dass es die deutlichsten Übereinstimmungen und gegenseitig-

gen Andockpunkte im Bereich eines gemeinsamen Engagements gegen Armut, Ausgrenzung, eine immer schneller wachsende soziale Ungleichheit in Lateinamerika und die dramatische Bedrohung der Schöpfung gibt.

Organisationen aus dem Bereich der Entwicklungszusammenarbeit kennen diese praxisorientierte Ökumene und des an Sachthemen orientierten Miteinanders von Pfingst- und historischen protestantischen Kirchen seit mehreren Jahren. „Wir werden“, formuliert Carlos Duarte von der evangelisch-lutherischen La Plata-Kirche in seinem Beitrag trotzdem behutsam, „nach und nach weniger verschieden und mehr eins werden.“ Das ist immerhin eine Perspektive.

„Nachfolge – Mystik – Martyrium“

Paul Gerhard Schoenborn, „Nachfolge – Mystik – Martyrium“, Studien zu Dietrich Bonhoeffer, Münster 2012, Edition ITP-Kompass, 253 S.

Von Rainer Dörbaum

Paul Gerhard Schoenborn, evangelischer Theologe und Mitglied der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft, unterstreicht bereits in seinem Vorwort, wie sehr Dietrich Bonhoeffer als Theologe im Widerstand seine persönlichen Einsichten geprägt hat.

Er hat dies in seinen „Studien zu Dietrich Bonhoeffer“, die chronologisch geordnete Texte aus drei Jahrzehnten beinhalten, eindrucksvoll belegt.

In einem ersten längeren Abschnitt seines neuen Buches widmet er sich Aspekten der theologischen Nähe Bonhoeffers zur Befreiungstheologie in Lateinamerika, die sich als Sprachrohr und Handlungsstrang einer „ecclesia pauperum“ (Kirche der Armen) entwickelt hatte. Auch wenn die gesellschaftspolitische Ausgangssituation unterschiedlich

ist – hier die nationalsozialistische, menschenverachtende Willkürherrschaft, dort die wirtschaftliche Ausbeutung der Menschen in einem destruktiven, kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem – gelingt es dem Autor, durch entsprechende Quellen belegte Annäherungen herauszustellen. Insbesondere haben sich Jon Sobrino, Franz Hinkelammert und Gustavo Gutierrez mit Bonhoeffers theologischen Positionen und ihren Konsequenzen befasst und seine Feststellung, dass Gott als mystische Erfahrung „mitten im Diesseits jenseitig ist“ im Sinne einer Verwobenheit und Gleichzeitigkeit von Immanenz und Transzendenz, aufgegriffen. Gutierrez hat in seinem Hauptwerk „*theologia de la liberacion*“ seine Erkenntnisse niedergelegt und sie in den Kontext der gesellschaftspolitischen Situation Lateinamerikas gestellt. So auch Bonhoeffers Aufforderung zu einem kompromisslosen Einsatz für soziale Gerechtigkeit. Er spricht von einer „Option für den Anderen“, die wegen der Gottesebenbildlichkeit des Menschen den Auftrag beinhaltet, Auswege aus dem Zustand der Unterdrückung und Ausgrenzung zu finden. Bonhoeffers Aufforderung zu einem „Da sein für Andere“ gilt insbesondere im Hinblick auf die verfolgten jüdischen Mitbürger. Sie ist aber vor allen Dingen ein Aufruf an seine

hauptsächlich mit sich selbst beschäftigte Bekenkende Kirche, die ihre Chance des Christusbekenntnisses gegenüber den Juden im Nationalsozialismus nicht wahrgenommen hat. Bonhoeffers Widerstand gegen die Judenverfolgung wird in diesem Buch ausführlich Raum gegeben („Wer nicht für Juden schreit, darf auch nicht gregorianisch singen“).

Die Kirchen – der Vatikan hat notabene die südamerikanischen Armenpriester und Märtyrer kaum gestützt – stehen in der Verpflichtung, besonders für die Stummen und Ohnmächtigen einzutreten und, wenn notwendig, „dem Rad in die Speichen zu fallen“ (Bonhoeffer) und Partei zu ergreifen. Dies auch unter Inkaufnahme eventueller Folgen. Für Bonhoeffer ist Nachfolge Christi nur als „freies Wagnis der Tat“ im Glauben und in Verbindung mit „teurer Gnade“ möglich. Gutierrez zitiert Bonhoeffer, der in einem Brief vom 18.7.1944 an Eberhard Bethge schrieb: „Nicht der religiöse Akt macht den Christen, sondern das Teilnehmen am messianischen Leiden Gottes in Jesus Christus“.

Zwei weitere Kapitel widmet Paul Schoenborn den „Ökumenischen Aspekten einer Theologie des Martyriums“ und dem Thema „Politischer Protest und christliches Martyrium“: Noch einmal begegnen wir einem Befreiungstheologen, diesmal dem einst vom



e - Mysti

dien zu Dietrich



Saulus zu Paulus gewandelten Erzbischof Oscar Arnulfo Romero aus El Salvador, der am 24. März 1980 nach einer Predigt von einem Scharfschützen der Militärdiktatur erschossen wurde. „Gloria Dei, vivens pauper“ – Gott wird dort geehrt, wo der Arme leben kann: dies ist sein Glaubensbekenntnis. Romero und Bonhoeffer – pastores prophetae de Jesu Christo – hatten sich beide unter Berufung auf ihr Gewissen in die Politik eingemischt und ihre gelebte Nachfolge mit dem Leben bezahlt. Sie sind christliche und politische Märtyrer. Der Autor bringt es auf den Punkt: Ursache ihres Märtyrertums ist die politische Dimension der Christusnachfolge.

Der Autor stellt bemerkenswerte Parallelen zwischen dem katholischen österreichischen Bauern Franz Jägerstätter und Dietrich Bonhoeffer fest: Über ihre spirituelle und zeitweise auch räumliche Nähe ist wenig bekannt. Beide waren zur gleichen Zeit im Tegeler Militärgefängnis inhaftiert, Bonhoeffer aus bekannten Gründen, Jägerstätter wegen Wehrdienstverweigerung aus Glaubens- und Gewissensgründen. Ihre spirituelle Nähe lässt sich an dem Schriftwechsel erkennen, den beide aus dem Gefängnis heraus mit ihren Familien geführt haben. Es sind beeindruckende Glaubenszeugnisse. So schreibt Franz Jägerstätter aus der Todeszelle: „Eine Freude wäre es

schon, wenn man die wenigen Lebenstage im Kreise einer glücklichen Familie verbringen könnte. Aber wenn der liebe Gott es anders für uns bestimmt hat, so ist es so auch gut, es ist auch eine Freude für Jesus und unseren Glauben leiden zu dürfen.“ In einem anderen Brief lesen wir: „Auch Christus hat am Ölberg zu seinem himmlischen Vater gebetet, Er möge den Leidenskelch an ihm vorübergehen lassen, aber nie dürfen wir dabei vergessen bei dieser Bitte: Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine.“ Ganz ähnlich klingen Bonhoeffers Worte in seinem Ende 1944 verfassten Gedicht „Von guten Mächten“: „... und reichst Du uns den schweren Kelch, den bitteren, des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus Deiner guten und geliebten Hand.“

Franz Jägerstätter wurde am 9. August 1943 enthauptet. Dietrich Bonhoeffer wurde am 9. April 1945 gehängt.

Paul Schoenborns Buch unterstreicht die Aktualität Bonhoeffers und damit die politische Dimension der Umsetzung glaubwürdiger Christusnachfolge im „Beten und Tun des Gerechten“. Mit Christus erscheint das Leiden in einem neuen Licht. Denn er hat uns die „Hoffnung wider alle Hoffnung“ gegeben, dass Leiden und Unrecht nicht das letzte Wort haben.

Am Ende des Buches weist der Autor ausdrücklich darauf hin, dass wir uns nicht mit Bonhoeffer vergleichen und unser Handeln auch nicht mit

Schlagworten und Zitaten aus seinem Werk absichern sollten. Man solle lieber auf eigene Rechnung und Gefahr agieren.

weltverbunden leben

weltverbunden leben. Jahresbegleiter 2013. Reich-Gottes-Impulse für jeden Tag. Zusammengestellt von Claus Petersen, Fenestra-Verlag, Wiesbaden 2012, 315 S.

Von Wieland Zademach

Tag für Tag möchte dieser Jahresbegleiter an die Gegenwart des Reiches Gottes erinnern. Dabei werden unter dem Focus der Reich-Gottes-Botschaft biblische Texte ebenso zusammengetragen wie Quellen aus anderen Religionen, Weisheiten aus Philosophie, Literatur- und Kulturgeschichte – bezogen auf jeweilige Tagesgedenkanlässe.

Als Beispiel sei genannt das Wochenende 28./29. September, wo am Samstag Laotse zu Wort kommt: „Besser als einer, der weiß, was recht ist, ist einer, der liebt, was recht ist; und besser als einer, der liebt, was recht ist, ist einer, der Begeisterung fühlt für das, was recht ist.“ Und wo für den Sonntag die Inschrift vor dem Jüdischen Gemeindehaus in Berlin, Fasanenstraße, genannt wird: „Ein Gesetz sei für den Bürger und für den Fremden, der mit euch ist“ (2.

Mose 12,49). Der Beginn der Interkulturellen Woche wird fortgeführt, wenn am 2. Oktober der Geburtstag Mahatma Gandhis als Internationaler Tag der Gewaltfreiheit gewürdigt wird mit einem Anspruch von Martin Luther King: „Gewaltlosigkeit ist eine machtvolle und gerechte Waffe. Sie ist geschichtlich in der Tat eine einzigartige Waffe. Sie stößt zu, ohne Wunden zu schlagen, und adelt den, der sie handhabt.“

Ausführliche Quellenangaben am Ende des Kalenders erleichtern die Nutzung und laden ein zur Vertiefung; sie machen das Kalendarium zu einem gut handhabbaren Werkheft für allerlei Anlässe wie Andachten, Gesprächsimpulse etc. Insbesondere die Themenkomplexe des „Konzeptionsprozesses für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ als Dimensionen des Wachsens und Werdens des Reiches Gottes kommen hier spirituell wie auch praktisch zur Geltung. Diese Fundgrube einprägsamer Zitate eignet sich bestens auch als persönliches Geschenk für Freunde und Kollegen.

bunden

| Reich-Gottes-Imp



Öl auf Wasser

*Helon Habila, Öl auf Wasser
(Übers. Thomas Brückner);
Verlag Das Wunderhorn, 2012,
ISBN 978-3-88423-391-7*

Von Dietlinde Haug

Ein politischer Roman aus einem Umfeld, das in Deutschland eher am Rande wahrgenommen wird, ist anzuzeigen – aus Afrika, genauer aus Nigeria, Niger-Delta. Dort hat die Erdölförderung zu einer unfassbaren Umwelt-Katastrophe geführt und zu einem nun schon Jahrzehnte andauernden Volksaufstand der dortigen Bevölkerung gegen die Vernichtung ihrer Lebensgrundlagen. Vielleicht erinnern sich einige Leser dieser Rezension an den Anführer dieses Aufstands Ken Saro Wiwa, der Ende der 80er Jahre des 20. Jhs. hingerichtet wurde – darüber war damals ja auch in deutschen Medien breiter berichtet worden.

Dies ist der Hintergrund des 2012 erschienenen Romans „Öl auf Wasser“ des nigerianischen Journalisten Helon Habila – 2010 im englischen Original, deutsche Übersetzung von Thomas Brückner – den man vielleicht als „Umwelt-Krimi“ lesen kann.

Worum geht es? Entführt wird die Ehefrau eines Öl-Genieurs, der für eine der Öl-

firmen arbeitet, die die Umwelt-Katastrophe zu verantworten haben. Ein junger Journalist wittert eine Chance, berühmt zu werden, und unternimmt es, zusammen mit einem alternden Star-Reporter, den Fall aufzuklären. Die Geschichte wird somit aus der Perspektive zweier sich unparteiischer Beobachtung verpflichtet fühlender Journalisten erzählt; das ermöglicht dem Autor gleichen emotionalen Abstand zu allen an der Handlung beteiligten Gruppen als da sind: die Rebellen, die die Frau entführt haben; die Soldaten, die gegen die Rebellen kämpfen; die Menschen, die auf einen lukrativen Arbeitsplatz in der Öl-Industrie hoffen; die Bewohner der Dörfer, die durch massives Fischsterben der Grundlagen für ihren traditionellen Lebensunterhalt beraubt und zu Umweltflüchtlingen werden; medizinisches Personal (Arzt/Krankenschwester), das das Auftreten neuartiger Krankheiten beobachtet.

Hervorzuheben sind beeindruckende und beklemmende Schilderungen von Auswirkungen der Erdölförderung in der Landschaft – Leitmotiv des Romans sind die die Nächte erhellenden Abgasfackeln – als Handlungshintergrund, die differenzierten Personendarstellungen jenseits von Gut-



und-Böse-Schemata sowie der spannende Handlungsaufbau.

Wohlthuend ist auch die sorgfältige Arbeit des Lektorats – heutzutage verzichten Verlage oft auf Lektorat und das Korrekturlesen. Dem Übersetzer Thomas Brückner ist eine Übertragung in sprachschönes und lebendiges Deutsch gelungen. Nach Abschluss meiner Lektüre fand ich folgende Kurznachricht in der Frankfurter Rundschau (Ausgabe vom 12.10.2012) als Übernahme von epd: Nigerianer ver-

klagen Shell-Konzern. Nigerianische Dorfbewohner und Umwelt-Aktivisten haben einen Prozess gegen den Ölkonzern Royal Dutch Shell in den Niederlanden angestrengt. In dem Hauptverfahren, das am Donnerstag vor einem Gericht in Den Haag begann, fordern sie Entschädigungen für Umweltschäden durch drei Öllecks im Niger-Delta. Eine Kurznachricht nur, im Innenteil der Zeitung, die die meisten Leute überlesen werden ...

BUNDESNACHRICHTEN

Reinhard Gaedes 70. Geburtstag

Von Dieter Hönerhoff und Rosmarie Vancura

Dr. Reinhard Gaede ist im Oktober 2012 70 Jahre alt geworden. Er war nach 7 Jahren der Forschung und Lehre im Bereich der Universität 29 Jahre Pfarrer in der ländlichen Gemeinde Laar, in Herford/Westfalen.

Er ist Pfarrer und ist Sozialist. Er wollte und will auch heute noch keine Wut-Bürger sondern Mut-Bürger.

Reinhard Gaede ist einer der wenigen Pfarrer der evangelischen Kirche Deutschlands, die sich neben ihren beruflichen Pflichten aktiv in eine sozialistisch orientierte

Gesellschaft einbringen wollen.

Er trat schon früh gegen die Atombewaffnung der Bundeswehr ein und nahm an Demonstrationen teil. Dies trug ihm in der Kirche nicht nur Freunde ein. Er unterstützte beispielsweise Bürgerinnen und Bürger seiner Gemeinde, die sich aktiv gegen eine Sondermülldeponie wandten. Die geplante Mülldeponie in der Größe von 50 Fußballfeldern hätte nicht nur die ländliche Struktur zerstört, sondern den Lebenswert der Bewohner und ihrer Tiere in dem Gebiet erheblich herabgesetzt. Er verfasste für die Gemeinde die Klageschrift und stellte, ohne zu zögern,





für die Zusammenkünfte der Umweltinitiativen die Räume der Gemeinde zur Verfügung. Die Aktionen waren erfolgreich, und der 10-jährige Widerstand sollte zeigen: Durch Vermeiden und Verwerten von Müll lässt sich das Problem lösen.

Das Streben nach Gerechtigkeit, und die Suche nach Frieden nach Innen und Außen waren und sind seine Aktivitäten. Dabei ist er immer einer der Stillen geblieben. Dies hat seiner Durchsetzungsfähigkeit keinen Abbruch getan.

Sein Studium und seine Promotion zeigen schon sehr früh den Weg. Reinhard Gaede schreibt seine Dissertation über die Diskussion um Krieg und Frieden im Protestantismus während der Weimarer Zeit. Dabei würdigt er die Ökumenische Bewegung und die religiösen Sozialisten als Säulen der Friedensbewegung, damit natürlich auch Leonhard Ragaz, den Theologieprofessor aus der Schweiz, der als Sozialist sich nicht von Parteien einengen ließ, sondern als Führer der religiös-sozialistischen Internationale Christentum und Sozialismus wie zwei bisher getrennte Ringhälften wieder zusammenfügen wollte.

L. Ragaz wollte Gerechtigkeit und redete von Christus so, dass die Botschaft der Bergpredigt schon auf der Erde

und nicht erst im Himmel verwirklicht werden soll. Ein Pfarrer, so L. Ragaz, der die christliche Botschaft verkündet, darf nicht über die Ungerechtigkeiten einer kapitalistisch orientierten Gesellschaft tatenlos hinweg sehen.

Diese Gedanken teilten namhafte Wissenschaftler und Christ(inn)en. Die Heftreihe *Christin und Sozialistin*. *Christ und Sozialist* berichtet darüber. Paul Tillich, Ernesto Cardenal, Adolf Grimme, Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer und viele andere Theologen und Politiker gehören in diese Tradition.

P. Tillich fasst die Botschaft des Christentums wie folgt zusammen:

„Aus dem Charakter der Kirche als Gemeinschaft der Liebe folgt, dass solche Formen der Ungleichheit angegriffen und geändert werden, die eine tatsächliche Gemeinschaft der Liebe und des Glaubens unmöglich machen.“

Reinhard Gaede ist seit 27 Jahren Mitglied der Redaktion bei CuS, davon 9 Jahre als „Schriftleiter“, wie das in der religiös-sozialistischen Tradition heißt. Unermüdlich mit gleich gesinnten Menschen aus dem Bund der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten stellte er Artikel der Öffentlichkeit vor, die man sonst in kaum einer Zeitung in dieser Ausprägung findet.

Als Sprecher des Bundes

der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten ist er ein aufmerksamer Beobachter und greift mit Stellungnahmen in der Öffentlichkeit immer wieder in die Diskussionen ein.

Ihm zur Seite steht für viele,

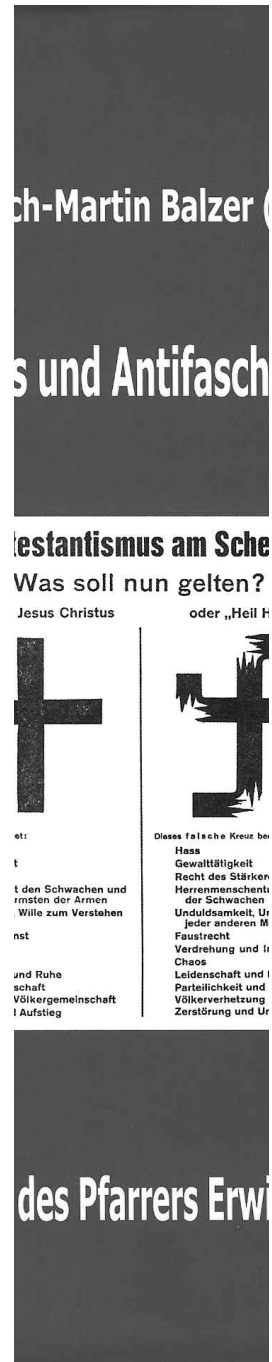
die Reinhard Gaede kennen, seine Ehefrau Ingelore. Vielen Menschen, die heute das Gae-desche Haus besuchen, erkennen sehr schnell die Herzlichkeit von Reinhard und Inge-lore.

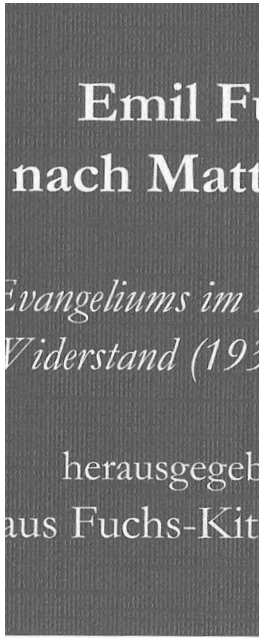
Zur Geschichte unserer Bewegung

Den Kampf des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands gegen Militarismus, Nationalismus und Faschismus für Gerechtigkeit und Frieden in der Weimarer Zeit hat der Pfarrer Erwin Eckert unter Einsatz seines Lebens und seiner beruflichen Existenz mitgetragen. Er hatte die Arbeitsgemeinschaft der religiös-sozialistischen Gruppen 1924 inspiriert und war 1926–1931 geschäftsführender Vorsitzender des Bundes und in dieser Zeit „Schriftleiter“ des Bundesorgans „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ (SdAV) bzw. ab 1931 „Der religiöse Sozialist“. Auf das neue Buch von Friedrich-Martin Balzer haben wir in CuS 1/2012 schon hingewiesen. Später – nach Beendigung der Lektüre der 527 Seiten – soll mein Bericht folgen. Das Buch in rotem Schutzumschlag – geschmückt mit einer Kopie des SdAV „Der Protestantismus am Scheideweg. Was soll nun gelten? Das Heil in Jesus Christus“, gezeichnetes Symbol Kreuz, oder

„Heil Hitler“, gezeichnetes Symbol Hakenkreuz – trägt den Titel „Protestantismus und Antifaschismus vor 1933. Der Fall des Pfarrers Erwin Eckert in Quellen und Dokumenten“, Pahl-Rugenstein-Verlag Bonn 2011 und ist auch bestellbar über www.friedrich-martin-balzer.de

Ein anderer Mitbegründer des BRSD ist Emil Fuchs gewesen. 1921 gründete er in Thüringen den Arbeitskreis „Religiöse Sozialisten“, trat in die SPD ein, wurde 1925 verantwortlich für den Mitteldeutschen Kreis, 1926–1930 Vorsitzender des Landesverbands Thüringen, 1926–1928, 1930–1933 Mitglied des Bundesvorstands. Von 1930 bis zum Jahr 1933 war er Professor für Religionswissenschaft an der Pädagogischen Akademie Kiel. Entlassung durch die Nazis, Gefängnis, Berufsverbot bestimmten seine Lebenszeit (vgl. CuS 2/2008). 41 Jahre nach seinem Tod (13. 2. 1971) erscheint die Schrift eines der Gründerväter der Bewegung Religiöse Soziali-





sten, die er 50 Jahre seines Lebens inspiriert und geleitet hatte. Claus Bernet, Historiker an der FU Berlin, nennt ihn in der Einleitung einen „bedeutenden evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts“. Tatsächlich ist Emil Fuchs unermüdlich literarisch tätig gewesen, 12 Seiten Veröffentlichungen, 11 Seiten Biographie finden wir im Biblisch-Biographischen Kirchenlexikon von Traugott Bautz, ebenfalls von Claus Bernet

(www.bautz.de). Emil Fuchs beschreibt seine Erfahrungen in der Situation der Gefangenschaft durch die Nazi-Diktatur. Emil Fuchs: Das Evangelium nach Matthäus. Eine Auslegung des Evangeliums im Kontext von Verfolgung und Widerstand (1933–35), Hg. Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Verlag Dr. Kovac, Hamburg 2012, ISSN 1435-6864. Später soll ein Bericht folgen.

RG

Bilder und Fotos



Reinhard Gaede.....	1, 30, 38, 39, 50, 74
Jürgen Gorenflo, priv.	3
Jens Junginger, priv.....	7
Marie-Noëlle von der Recke, priv.	16
Winfried Eisenberg	24, 26, 27
Horst Haitzinger, NW 13./14.10.2012, Nr. 239	28
NW 7.9.2011, Nr. 208.....	53
Daniela	31, 32, 35, 36
Christina Whitelaw	37, 38, 40, 41
Jewish Theological Seminary of America	43
Neukirchener Verlag	45
Wieland Zademach, priv.	49
Franz Segbers, priv.	57
Nadine Segadlo	58, 63, 65, 66
Ev. Missionswerk in Deutschland	68
Christian Kaiser Verlag.....	69
Edition ITP-Kompass	70
Fenestra Verlag	71
Verlag Das Wunderhorn	72
Dr. Friedrich-Martin Balzer, Pahl-Rugenstein Verlag.....	75
Prof. Dr. Klaus Fuchs-Kittowski, Verlag Dr. Kováč	76

Autorinnen und Autoren

Ulrich Adler

Matthias-Claudius-Str. 15
32584 Löhne

Daniela

c/o Redaktion

Rainer Dörbaum

Helmholtzstr. 29
60385 Frankfurt

Dr. Winfrid Eisenberg

Wellbrocker Weg 61
32051 Herford

Dietlinde Haug

Uhlandstr. 36
32454 Bad Oeynhausen

Jens Junginger

Blumenstr. 15
78532 Tuttlingen

Elmar Klink

Thielenstr. 13–15
28215 Bremen

Clemens Niemann

Stiftskamp 22
32049 Herford

Jürgen Schübelin

Hansegracht 11
47051 Duisburg

Nadine Segadlo

Südring 20
32257 Bünde

Prof. Dr. Franz Segbers

Nonnbornstr. 14a
65779 Kelkheim

Marie-Noëlle von der Recke

Ringstrasse 14
35641 Schöffengrund

Rosmarie Vancura

Gänsemarkt 4
32052 Herford

Martin Warnecke

Werner-von-Siemens-Str. 55
28357 Bremen

Christina Whitelaw

Dammstr. 41
38824 Werther

Dr. Wieland Zademach

Fritz-Henkel-Str. 38
53572 Unkel

Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Wir danken unseren Autor(inn)en für ihre ehrenamtliche Mitarbeit. Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für LeserInnenbriefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Artikel: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internetbilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die MitarbeiterInnen der Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).

Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist, oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1/1980)

Abonnements:

Per Post:
BRSD, Dieter Hönerhoff
Gänsemarkt 4, D-32052 Herford

Per Telefon:
0 52 21/99 42 52

Per E-Mail:
DieterHoe@t-online.de

Bezugspreise (inkl. Versand):

Inland € 20,- pro Jahr · Ausland: Europa € 24,-,
Welt € 28,50 pro Jahr · Förderabonnement € 25,-
oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag
jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.
KD-Bank · BLZ 350 601 90 · Kt-Nr. 2119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD
Kündigungen werden zum Jahresende wirksam